

ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Ensisheim. Von Fedor von Köppen (mit einer Originalzeichnung von M. Wylie in Düsseldorf). — Fräulein Baroness. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung). — Hieroglyphen. Originalzeichnung von Seyppel. — Pyramus und Thisbe. Von Rosenthal-Bonin. (Originalzeichnung von Otto Günther in Weimar). — Johann Sebastian Bach am Hofe Friedrich des Großen. — Im „Heim“ der deutschen Lehrerinnen in London. Von Ellen Lucia. — Auflösungen der Charade, des Buchstaben-Räthsels und Nebus Seite 18. — Buchstaben-Räthsel. — Correspondenz. — Inserate.

Ensisheim.

Von Fedor von Köppen.

Nirgend finden wir den Charakter des deutschen Mittelalters so rein ausgeprägt, wie in dem Aussehen und der Bauart unserer mittleren und kleinen Städte zu beiden Seiten des Rhein. Enge, winklige Gassen, hochgieblige Häuser mit spitzen Dächern, seltsam geformten Dachrinnen und vorspringenden Erkern, am Ausgange der Hauptstraße die Trümmer einer alten Burg oder eines Klosters, mitunter auch „drei Schlösser von einem Berge“ herabschauend, — das ist im Wesentlichen die Physiognomie der kleinen Städte des Elsaß. Ueber dem Portale des Stadthauses, zu dem eine Freitreppe mit doppeltem Aufgange vom Markte hinaufführt, erblicken wir das Stadtwappen, außerdem auch wohl ein schönes Sprüchlein als Inschrift, wie z. B. an dem Stadthause zu Kaisersberg:

„Dem heiligen Reich ist dieses havss
Zuo lob und ehr gemachet avss,
Dorin die woher gerechtigkeit
Gehalten wird zuo jeder Zeit.“

Nähe dem Stadthause befindet sich der Brunnen, der gewöhnlich mit architektonischen Zierden, mit allegorischen Figuren und Wahrzeichen geschmückt ist. Oft hat an demselben der Humor in derb realistischer Weise den Weisheit des Künstlers geföhrt oder auch hier in passenden Sprüchlein sich kundgegeben. So lesen wir gleichfalls in Kaisersberg am Brunnen die für das Weinland bezeichnenden Worte:

„Drinks du Wasser in dein Krage
Ueber Disch, erkält dein Magen;
Drink mässig alten subtilen Wein,
Rath ich, und lass mich Wasser sein!“

Den freien Platz vor dem Stadthause belebt uns unsere Phantasie bald mit den Gestalten ehrlicher Rathsherren in mittelalterlichen Trachten, welche hier lustwandelnd über das Wohl der Stadt, den neuen Burgemeister oder die neue Steuer rathschlagen. Die Länbengänge, d. h. die unter dem ersten Stockwerke der Häuserreihen am Markt entlang laufenden Gallerien, rufen uns das geschäftige, aber für unser Ohr nicht immer angenehme Treiben der verschiedenen Krämer und Handwerker, die hier zu ebener Erde ihre Buden und Werkstätten hatten, ins Gedächtniß. Die alten, finsternen Festungsmauern sind gefallen, und die früheren Stadtwälle in angenehme Spaziergänge verwandelt worden. Hin und wieder ragt jedoch bei der ehemaligen Stadumwallung noch ein verwitterter, halb gebrochener Thurm, wie der fossile Ueberrest einer überwundenen Schöpfungsperiode, zwischen die modernen Häuser der Vorstadt hinein und erinnert an seine frühere Bestimmung als Gefangenenverließ, Hergengewahrjam oder Wirththum. So ungefähr zeigt sich auch Ensisheim uns, die alte Hauptstadt der österreichischen Besitzungen im Oberelsaß, von welcher wir einige Häuser der Hauptstraße auf unserem Bilde vor uns sehen. Das hochgieblige Haus, welches sich durch die bis beinahe in die Mitte der Straße hinausgehende Kaiserkrone als „Hôtel de la couronne d'or“ zu erkennen gibt, ladet zur Einkehr, und in der sauberen und geräumigen Wirthsstube finden wir Zeit, bei einem Glase feurigen Sundgauer Weines — etwa dem berühmten Rangen von Thann — uns die Geschichte der ehemaligen freien Reichsstadt und Residenz der habsburgischen Landgrafen des Oberelsaß ins Gedächtniß zu rufen. Von der Bedeutung, welche Ensisheim durch die letzteren

beiden Eigenschaften ehemals für das Elsaß hatte, ist ihm freilich nichts mehr geblieben; aber die gewaltigen Fundamente und Mauergerölbe, welche im Westen der Stadt noch aus dem Erdreich hervorragen, lassen auf die Ausdehnung und Festigkeit der alten „Königsburg“ schließen, welche sich einst auf diesen Grundmauern erhob, und in welcher nicht allein die Landgrafen wohnten, sondern auch die deutschen Kaiser bei ihrem Aufenthalt im Oberelsaß Quartier zu nehmen pflegten.

bäude in Ensisheim und führten einen beinahe fürstlichen Hausstand. Welche Ansprüche sie für den letzteren an die Leistungen der Einwohner machten, darüber gibt uns ein interessantes Schriftstück aus dem sechszehnten Jahrhundert Aufschluß, welches wir in einer Chronik von Ensisheim finden. „In Anbetracht der Klage der Fleischer“ — heißt es darin — „und nach Anhörung der Herren Dr. Bez und Georg Thüßler, bestallter Commissare der Regentenschaft und der erzherzoglichen Kammer, haben der Herr Landvogt dem Schultheiß Ordre zufertigen lassen, wonach Seiner Excellenz für den gewöhnlichen Bedarf seines Hauses fordern und zwar wöchentlich: hundertfünfzig Pfund Ochsenfleisch und fünfzig Pfund Kalbfleisch, abgesehen von anderen Sorten Fleischwaaren und vorbehaltlich einer Vermehrung der Lieferung in außerordentlichen Fällen nach eigenem Ermessen und mit Vorzug vor Jedermann.“

Noch lange Zeit hindurch stieß der Pflug des Landmanns nahe den Grundmauern der alten Königsburg auf Ruinen, Rüstungsstücke und Kriegsgeräth aller Art, welche für die inhaltreiche Kriegsgeschichte des Ortes zeugen. Während des dreißigjährigen Krieges wurde Ensisheim, mit Ausnahme der Königsburg, durch Schweden und Kaiserliche zu acht Malen genommen und wiedergewonnen. In der letzten Periode dieses Krieges schlug der berühmte Kriegsheld Bernhard von Weimar in Ensisheim seinen Sitz auf und träumte hier von der Errichtung eines neuen deutschen Reichsfürstenthums Alemannien, bis ein plötzlicher Tod seinen Plänen und Hoffnungen ein Ziel setzte (1639), und französische Arglist sich seines Heeres und Landes bemächtigte. Nach dem westphälischen Frieden (1648) hörte mit der Einverleibung in Frankreich die geschichtliche Bedeutung von Ensisheim auf.

An Ensisheim knüpft sich eine Sage, in welche der Name des verhassten aller Landvögte des Oberelsaß verflochten ist. Erzherzog Sigismund, welcher Geld für seinen Krieg gegen die Schweizer Eidgenossen brauchte, hatte die Landgrafschaft des Oberelsaß für eine Summe Geldes (achtzigtausend Goldgulden) an Herzog Karl den Kühnen von Burgund verpachtet (1469). Der Unwille der Elsässer über diesen Handel ward noch gesteigert, als letzterer ihnen einen hartherzigen und tyrannischen Landvogt, Herrn Peter von Hagenbach, den elsässischen Geßler, einsetzte, welcher mit rücksichtsloser Willkür Steuern im Lande anschrub und die Bewohner mit Erpressungen aller Art quälte. Bei seiner Hochzeit, die er (1470) zu Thann feierte, bestimmte er selbst die Geschenke, welche die Einwohner ihm darzubringen hatten, und zeigte sich dabei keineswegs bescheiden. Da beschlossen die Elsässer Städte, selbst die Pfandsumme aufzubringen, um die Sigismund Land und Leute dem Burgunder überlassen hatte, und sich des verhassten Landvogtes zu entledigen. An vielen Orten erhob sich das Volk gegen die burgundische Herrschaft und trieb die herzoglichen Beamten aus dem Lande.

Zu Ensisheim, wo der Landvogt seinen Sitz hatte, schlossen ihm die Bürger bei seiner Rückkunft die Thore. Da kam er in der Osterwoche bei Nacht und lagerte mit fünfshundert Gewaffneten vor der Stadt, um, während die Glocken zur Frühmesse läuteten, die Sturmliefern an die Mauern zu legen. Da — so erzählt die Sage — warf sich ihm ein weißgekleidetes Weib zu Füßen und flehte ihn um Erbarmen für die Stadt. „Schone wenigstens der Weiber und der Kinder,“ bat sie, „entehre das Heiligthum nicht! Dein Becher ist voll



Ensisheim. Originalzeichnung von M. Wylie.

Die Landgrafschaft des Oberelsaß war nämlich seit dem dreizehnten Jahrhundert im Hause Habsburg erblich, und die österreichischen Erzherzöge verwalteten dieselbe wie ein erbliches Lehen mit beinahe landesfürstlicher Gewalt. Neben ihnen gab es noch kaiserliche Landvögte im Elsaß, welche die kaiserliche Oberhoheit aufrecht zu erhalten, das Interesse von Kaiser und Reich wahrzunehmen und für den Schutz der freien Reichsstädte Sorge zu tragen hatten. Auch die Landvögte bewohnten einen Theil der zur Königsburg gehörigen Ge-

Blut; man muß Dir Halt zuzufen oder Du bist verloren!" Während dieser Verzögerung hatten die Wächter auf den Mauern das Kriegsvolk bemerkt, und statt der Mettenglocken begannen die Sturmglocken zu läuten. Rasend über den vereitelten Anschlag riß der Landvogt sein Schwert heraus und durchbohrte das Weib, das ihn aufgehalten — beim Schein der Fackeln erkannte er in der Getödteten seine eigene Schwester.

Die Herrschaft des Bogtes ging einem schnellen Ende entgegen. In der Ofternacht ward er in Breisach bei einem Volksaufstande von seinen eigenen Kriegsknechten verrathen und von den Bürgern gefangen gesetzt. Am Oftermorgen sangen die Kinder auf den Gassen von Breisach das spöttische Ofterlied:

„Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen,
Deß sellend wir froh sein,
Siegmond soll unser Trost sein.
Kyrie eleison!
Wär er nit gefangen,
So wärs übel gängen;
Seit er nun gefangen ist,
Hilft ihm nit sein böse List.“

Peter von Hagenbach ward nach kurzem Proceß zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Die burgundische Zwischenherrschaft im Elsaß fand bekanntlich mit dem Tode Herzogs Karl's des Kühnen auf dem Schlachtfelde von Nancy (1477) ihr Ende.

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Müllersfeld.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Was Fräulein Baronesse auf der Erde anfing.

Zuerst war sie erschreckend wild und waghalsig. Es schien in ihr ein dumpfes Heimweh zu arbeiten, welches sich durch Knabentollheiten auszutoben suchte. Wie mehr ging sie über eine abschüssige Wiese vernünftig hinunter; sie wollte sich hinab wie ein Igel. Kletterte sie, geschah es sicherlich da, wo sie mit jedem Fehltritt unfehlbar stürzte und den Hals brechen mußte. Hatte sie sich von einem der Knechte eine Strickschänkel in der Alee erbeten, so fuhr sie wie ein kleiner Sturmwind zwischen den hohen, vollen Wipfeln auf und nieder. Auf einsame Bäume stieg sie sogar hinauf, aber nur auf solche, denn sie betrieb ihre Wagstücke, wie früher ihre Spiele, mit der größten Heimlichkeit. So blickte sie auch stets sorgfältig in die Rinde, bevor sie, als der Schnee gefallen war, sich der Länge lang tief in denselben hineinwarf, um nachher den Abdruck ihrer Gestalt zu betrachten. Das alles waren Dinge, bei denen Fräulein Baronesse keine Zuschauer brauchen konnte. Nicht daß sie dieselben auf eine bubenhafte Weise gethan hätte; im Gegentheil, sie beobachtete sich selbst gegenüber immer den größten Unstand. Der Sinn dafür war ihr angeboren; die Mutter hatte an ihr niemals etwas Unziemendes zu rügen. Deshalb ließ Frau von Wengersky ihr auch die unbeschränkte Freiheit draußen. Espérance machte nie Mißbrauch davon; sie vagabondirte wie eine Prinzessin in den Märchen. Im häuslichen Leben war Frau von Wengersky das beste Muster für die Tochter, nämlich ein unbewußtes, welches unbewußt nachgeahmt wurde. Die Französin aus altem Hause besaß im höchsten Maße, was ihre Sprache als grand air bezeichnet und was leider seltner und seltner wird. Sie war keinen Moment vornehmer, als den andern, denn sie war es immer; selbst von einer neuen großen Dame würde sie niemals für ihre Wirthschafterin gehalten worden sein. Was sie auch thun und wie sie sich immer tragen mochte, sie trug sich und sie that Alles mit ihrem grand air. So durch sich selbst und durch die Mutter geschützt, blieb Espérance frei von der Gefahr zu verbergen oder zu verbauern. Sie war und blieb Fräulein Baronesse, so viel sie auch in Stall und Scheune steckte, so ausschließlich sie auch die Gesellschaft der Diensthöfen aufsuchte. Ein landwirthschaftliches Arbeitsfieber trieb sie nämlich in den Stunden umher, die sie nicht zu Versuchen im Halsbrechen anwendet. Überall, wo die Leute thätig waren, half sie mit: dem Fütterer das Vieh versorgen, den Mägden und Knechten das gemähte Gras ausbreiten und das Heu zusammenrechen. Beim „Wimmen“ oder Besen selbste sie ebenfalls nicht, und kam die Mühseligkeit heran, so wanderte sie mit den Mägden von Baum zu Baum, um die Nüsse aufzuleben und „abzupratschen“, das will sagen, sie von der grünen Schale zu befreien. Diese Beschäftigung war äußerst vortheilhaft für die Hände, welche noch sechs Wochen später die Spuren davon trugen. Weniger Mühe kostete im October das Sammeln der Kastanien, denn die „Igel“, die stacheligen Hülsen, wurden mit einer „Klupp“, einer natürlichen Ränge aus Haselnußruthen, aufgenommen und in den Korb gethan. War diese letzte Ernte vorüber, so hatte Fräulein Baronesse mit der Landwirthschaft nichts mehr zu thun: denn am Dreschen beteiligte sie sich nicht, sie lag nur in der Scheune auf dem Heu, während gedroschen wurde.

Von der Mutter hielt Espérance sich möglichst entfernt; jene eine unmotivirte Zurückweisung hatte genügt, die kleine empfindliche Seele nachhaltig zu verletzen. Es ist gut, daß nicht viele Kinder so reizbar und nachtragend sind, wo sollte denn sonst die Anhänglichkeit an die Eltern bleiben, denen sie oft ebenso viel zu verzeihen haben, wie diese ihnen? Frau von Wengersky achtete weiter nicht auf die Stellung, in welcher Espérance sich ihr gegenüber verhalten sollte. Sie liebte dieses jüngste Kind nicht genug, um es zu vermissen.

Und von Zeit zu Zeit kam Espérance doch immer noch zur Mutter gekrochen, allerdings nur mit eigennütigen Zwecken, oder lieber mit einem eigennütigen Zweck, mit dem, die Mutter anzuzufügen. Im Oberstock des neuen Schloßflügels befanden sich vier Zimmer, die alle ineinandergingen. Das erste hieß, seiner Tapeten wegen, das rothe; dann folgte das eigentliche „Befuchszimmer“, welches blaue Tapeten hatte, weiter das Schlafzimmer von Frau und Fräulein Baronesse, und endlich eine Kumpelkammer, welche nicht ausgebaut war und Gitter statt der Fensterstheiben hatte. Hierher hatte Frau von Wengersky die kleine eines Tages mitgenommen, um ihr einen Koffer mit Zengresten zur Verfügung zu stellen. Espérance wählte reichlich aus, hatte aber ungewöhnlich bald wieder neue Puppenkleider nöthig. Dieses

Mal ließ Frau von Wengersky sie allein in die Kumpelkammer, und Espérance benutzte das, um außer ihrem Koffer noch einige andere wenigstens halb zu untersuchen. Die Neugier, diese Vorläuferin der Wispbegier, war in ihr erwacht, später, als bei andern Kindern, aber dafür auch gleich um so viel heftiger, wie denn überhaupt bei diesem leidenschaftlich angelegten Wesen jedes Verlangen unmittelbar zur brennenden Begier wurde. Bei der ersten Gelegenheit, wo Espérance die Mama recht beschäftigt glaubte, schlich sie sich in die Kammer, riegelte sich ein und slog an die erste beste Kiste. Der aufgehobene Deckel offenbarte zwischen seinem Papier lauter Fächer. Wie viele wohl? Espérance war im Rechnen noch nicht sehr stark; sie fand das Zählen verwirrend. Endlich legte sie immer zehn Fächer in eine Reihe auf den Fußboden und hatte zuletzt vier Reihen. Vier Mal zehn war — Vierzig? Ganz recht, Vierzig. Vierzig Fächer — wer hatte die getragen? Alle Maman?

„Nancy, bist Du da?“ fragte die Mutter an der Thür, nachdem sie umsonst geklinkt hatte.

„Ja, Maman,“ war die Antwort, und Espérance schob den Kiesel zurück und stand sehr betreten vor der Mutter.

„Ich suchte Dich — Du solltest Dich im Schreiben üben,“ sagte Frau von Wengersky, die gerade gute Laune hatte, „Was machst Du denn hier so geheimnißvoll?“

„Ich sehe Fächer an,“ gestand Espérance.

„Nun,“ sprach die Mutter, „dabei ist nichts Böses — warum Dich einschließen?“

„Maman, es sind vierzig!“ rief Espérance, die bedenkliche Frage überhörend.

„Und wenn es vierzig sind?“ antwortete Frau von Wengersky belustigt. „Weiter?“

Espérances Augen leuchteten wie in bengalischem Feuer auf. „Maman, hast Du die alle, alle getragen?“ flüsterte sie.

Die Französin musterte die Fächer. „Ja,“ sagte sie dann, „alle. So viel Fächer, so viel Feste, der Feste noch mehr, als der Fächer, denn natürlich trug ich jeden nicht bloß ein Mal. Der weiße dort war der erste, den ich bekam. Es war zum ersten Ball, dem ich beiwohnte — ich hatte einen ganz weißen Anzug — man verglich mich mit einer Schneeflocke. Den von schwarzen Spitzen trug ich zum ersten Male bei einem Concert, welches der spanische Gesandte gab. Diesen schickte mir Tante Louise — sieh, wie fein er gemalt ist.“

„Wer ist Tante Louise?“

„Eine Cousine von mir in Holland, wo Deine Großmutter her ist — Du weißt?“

Espérance wußte noch von Nichts. „Habe ich die Großmutter gekannt?“ fragte sie ernsthaft.

„Kleine Thörin,“ erwiderte Frau von Wengersky, „ich selbst habe sie nicht gekannt. Ich war zwei Jahre, als sie starb. Ich hatte keine Mutter, um über mich zu wachen und mir Fächer zu zeigen.“ Und Espérance hatte Dank den Fächern erfahren, daß Maman auch klein gewesen sei und ebenfalls Eltern gehabt habe, Thatsachen, die sie höchlich überraschten.

Allmählig erfuhr sie bald bei dem, bald bei jenem Gegenstande in der Kumpelkammer mehr und mehr von der Familiengeschichte und aus dem frühern Leben der Mutter. Ihre eigenen Erinnerungen an Paris, ihrer Station zwischen Algier und Südtirol, traten wieder ins Licht. Sie besann sich, daß sie anderswo und anders gelebt, als auf der hohen Burg; sie fing an zu begreifen, daß es eine bessere Gesellschaft geben könne, als die der Bauern und Diensthöfen, und ein höheres Glück, als immerfort wild und einsam auf Felsen herumzuklettern.

Einmal schloß Frau von Wengersky in der Kumpelkammer einen Schrank auf, in welchem Seidenstoffe im Stück und einige Putzkleider lagen. Das eine von diesen, ein schweres rosenfarbenes, zeigte sie Espérancen mit den Worten: „das war mein Hochzeitskleid — ich hab' es färben lassen.“ Dadurch an Herrn von Wengersky erinnert, erzählte sie der Tochter zum ersten Male vom Vater und ließ sie auch sein Miniaturbild sehen. Espérance verschlang es mit hungrigen Augen und sagte dann zögernd: „Maman, das bin ich ja.“

„Ja, Du bist das ganze Abbild Deines Vaters,“ entgegnete Frau von Wengersky gedankenvoll. Sie hatte es auf der Zunge, hinzuzufügen: „werde ihn nicht auch im Charakter ähnlich; er hat weder glücklich zu sein, noch glücklich zu machen verstanden.“ Die Pietät der Frau gegen den todtten Gatten, der sich nicht mehr verantworten konnte, hielt sie zurück; aber was sie nicht aussprach, das errieth Espérance und nahm von diesem Augenblick an Partei gegen die Mutter für den Vater, dessen blonde, schwärmerische Schönheit ihr unendlich sympathischer war, als die brünette, charakteristische Persönlichkeit der Mutter. Der Cultus, dessen wir bereits gedachten, bildete sich bei dem träumerischen Kinde schnell aus; glücklicher Weise hatte Frau von Wengersky keine Ahnung von dem gänzlichen innerlichen Abfall der Tochter, der einzigen Empfindung, in welcher Espérance mit beiden Brüdern übereinstimmte. Nur wurde sie ungeduldig, wenn sie gar zu oft über den Mann Auskunft ertheilen sollte, dessen Verlust sie nicht bedauerte, weil sie ihn bei seinen Lebzeiten nicht geschätzt hatte. Noch kürzer wies sie Espérance ab, wenn diese nach deutschem Unterricht verlangte, um die „Werte“ Papa's und die Handschriften, die er hinterlassen, lesen zu können.

„Du wirst sie noch früh genug lesen,“ sagte die Mutter zu dem drängenden Kinde. „Diese Paar Brochüren haben Dir und Deinen Brüdern fast das ganze Vermögen Eures Vaters gekostet — es liegt kein Vergnügen darin, solche theure Sachen zu lesen.“

Espérance war anderer Meinung, und wir wissen, daß unser Fräulein Baronesse gern ihre Meinung durchsetzte. Sie ging zum Verwalter.

Der Verwalter war ein Mann in mittleren Jahren, ein Norddeutscher, welcher eben mit schlechten landwirthschaftlichen Erfahrungen aus Ungarn zurückkehrte, als Frau von Wengersky nach Wien kam, um sich dort nach einem tüchtigen Defonomen umzusehen, weil sie mit ihrem bisherigen Tiroler Verwalter nicht zufrieden war. Friedrich Hartmann wurde ihr empfohlen, gefiel ihr und begleitete sie gleich zurück. Er sprach etwas Französisch — für die arme Frau eine wahre „Gottesendung“, wenn wir diesen modern englischen Ausdruck im Deutschen gebrauchen dürfen. Auch für Espérance war es ein rechtes Glück, daß Herr Hartmann

auf das Gut kam. Erstens sah er ein wenig nach ihr, wenn sie Gastrollen in der Landarbeit gab, und zweitens verbesserte er ihr Deutsch, welches, von den Tiroler Bauern erlernt, im Anfange ganz barbarisch klang. Dem Verwalter allein hatte Fräulein Baronesse es zu danken, daß sie allmählig recht hübsch Deutsch sprechen lernte.

Allerdings konnte Fräulein Baronesse, als Friedrich Hartmann ihr gewillfahrt und sie auch noch im deutschen Lesen und Schreiben unterrichtet hatte, den politischen Broschüren des Papa's, ja selbst seinen handschriftlichen Reisebeschreibungen nicht den mindesten Geschmack abgewinnen, aber das that ihrer Bewunderung für ihn keinen Eintrag. Sie nahm gläubig an, daß sie noch zu jung sei, um seine Schriften verstehen zu können, und hob sich diesen Gemüth für später auf. Zugleich entstand in ihr der heftige Wunsch, die Länder, die er bereist, wie Griechenland und den Orient, einst ebenfalls sehen, vor Allem aber nach Algier an sein Grab pilgern zu können. Sie zog wegen der Verwirklichung dieses Traumes ihren Freund Hartmann zu Rathe; der gute Mann mochte Fräulein Baronesse nicht betrüben und gab zu, daß es ihr einst möglich sein könnte, Algier zu erreichen, nur meinte er bedenklich, sehr viel Geld würde dazu nöthig sein. Sehr viel Geld — Espérance hatte noch nie einen Gulden vollständig besessen, immer nur theilweise, aufgelöst in Kreuzer — für sie waren schon zehn Gulden sehr viel Geld, dreißig schon ungeheuer viel, hundert nun gar eine unerschöpfliche Summe. Wenn sie hundert Gulden hätte, könnte sie gewiß nach Algier, dachte unser Fräulein aus der Märchenwelt, aber — wie sollte sie hundert Gulden zusammenbringen? Rudolph würde mitkommen, wenn sie das Geld hätte, dessen glaubte sie sicher zu sein, aber ebenso sicher war sie, daß er ihr nicht helfen würde, das Geld zu erwerben oder zu sparen. Espérance verfügte sich in ihr Oratorium, den Kirchenstuhl, und bat mit den nöthigen Thränen, ohne die sie es nun einmal nicht that, den lieben Gott um das Reisegeld nach Algier.

Am nächsten Tage brachte der Beneficiat ihr eine kleine, aber sehr schöne Henne zum Geschenk, welche grau melirt wie ein Geier war. „Wir müssen ihr bald ein Nest machen, denn ihre Brutzeit ist nahe,“ sprach er dabei, und setzte scherzend hinzu: „die Küchlein verkaufen wir dann — die können viel Geld einbringen.“ Espérances Augen leuchteten auf, wie Saphire im Licht: da war ja das Mittel, um reich zu werden: sie setzte Hennen und verkaufte dann die Küchlein. Der geistliche Herr hatte Recht: Küchlein mühten Geld bringen, da sie welches kosteten, Mama wenigstens klagte stets über den Preis, wenn sie Hähnchen kaufen mußte. Genug, die graumelirte Henne bekam ein bequemes Nest auf dem Dachboden in einen Spalt der großen Kaminmauer. Espérance erkundigte sich eifrig bei den Nachbarbäuerinnen, wie man die Henne und wie später die Küchlein zu füttern habe; alle Rathschläge und Vorschriften wurden von der neuen Hühnerzüchterin auf das gewissenhafteste befolgt, und zum gehörigen Termin spazierte die Henne als glückliche Mutter von neun Küchlein auf dem Boden umher. Nicht ein einziges Ei war schlecht geworden: wer war stolzer, als Espérance! Sie saß den halben Tag auf dem Boden; die Küchlein hatten an ihr wirklich eine zweite Mutter. Den Geistlichen freute ihre Sorgfalt, und sie dafür zu belohnen, kaufte er ihr eine zweite Henne. Die war ganz weiß und größer, als die graumelirte, weshalb ihr auch vier Eier mehr untergelegt werden konnten. Unpaar mühten die Eier sein, weil sonst, wie die Bäuerinnen sagten, die Küchlein nicht gut „ausfamen“. Nun, Espérance hatte über die neue Brut so wenig zu klagen, wie über die erste, und ganz unternehmend geworden, kaufte sie selbst eine dritte Henne und befand sich mit dem Herbst an der Spitze einer Schaar von einigen dreißig Stück. Aber, aber, die „jungen Hähnchen“ verfielen eins nach dem andern der Köchin, gegen welche Espérance sie nicht zu schützen vermochte, da die Köchin im Namen der Frau Baronesse kam. Frau von Wengersky fragte die Tochter sehr kaltblütig: wozu junge Hühner denn anders da wären, als um verpeißt zu werden, und Espérance konnte der Mutter doch nicht gestehen, daß sie aus ihnen Geld lösen wolle, um nach Algier zu reisen. So verschwand denn binnen kurzer Zeit wieder ihre ganze Schaar bis auf zwei Hähne, die am Leben gelassen wurden, der eine, weil er an Größe und Schönheit zu einem wahren Prachtexemplar erwachsen war, der andere, weil selbst die Köchin den Muth nicht gehabt hätte, ihn zu schlachten. Er hatte einmal das Unglück gehabt, einen Fußtritt von einem Ochsen zu erhalten und eins seiner Beine war dabei entzwei gegangen. Espérance wurde seine Pflegerin, und obgleich das Bein nicht ganz gerade heilte, und der Hahn folglich seitdem hinkte, bewies er dennoch eine leidenschaftlich dankbare Anhänglichkeit gegen Espérance. Wo er sie nur erblickte, slog er herbei auf ihre Schulter, und alles Futter, welches er nicht aus ihrer Hand nehmen durfte, verschmähte er standhaft. Dieses Thier der Tochter wegschlachten zu lassen, erkannte Frau von Wengersky für unmöglich, und die Treue des Hahns war ein kleiner Trost für Espérance bei dem Scheitern ihrer ersten Hoffnung auf Gelderwerb. Denn sie ließ muthlos die Hühnerzucht sein. „Was hilft es mir denn, daß ich Küchlein ziehe, wenn die Mama sie dann braten läßt?“ sagte sie zu dem freundlichen Geistlichen, der sie zu neuen Versuchen ermuntern wollte. Darum gab sie jedoch ihren Pilgerplan nicht auf, zermarterte sich nur den Kopf, auf welche andere Weise sie sich Geld verschaffen könne, und kam so auf das Edelsteinsuchen, wobei wir sie kennen lernten. Daß sie es damals bereits drei Jahr betrieben, war — wir möchten nicht sagen eine Fiktion, aber eine falsche Schätzung der Zeit, welche für Espérance noch immer, wie in ihrer frühesten Kindheit, kurz oder lang war, je nachdem sie träumte oder wachte. Ein Tag konnte sich für sie zu der Kürze des kleinen Fingers zusammenziehen, eine Stunde sich zu Armlänge ausdehnen. Deshalb glaubte sie, die Wahrheit zu sagen, als sie Albrecht von Waldow die Antwort gab: „ja, ich suche schon das dritte Jahr.“

Fünftes Kapitel.

Fräulein Baronesse kommt ins Institut.

Es begreift sich von selbst, daß eine Begegnung wie die mit dem eleganten Reisenden, so sticht sie auch gewesen sein mochte, in einem Leben, in welchem selbst ein liebender

Dahn zählte, eine lang nachklingende Echospur hinterlassen mußte. Während Baron Waldow die Erinnerung an Fräulein Baronesse als an odd little girl-mixture of nationalities, eine wunderliche kleine Mädchen-Mischung von Nationalitäten, mit einer Zeile in sein Tagebuch eingetragen und dann kaum je mehr ihrer gedacht hatte, hörte sie in ihrem Gedächtniß wieder und wieder die Fragen, die er an sie gerichtet, die Antworten, welche sie ihm erteilt. Gut, daß ihre alten Felsen verschwiegen waren, und es nicht machten wie Stern, Meer und Ruder im neugriechischen Volkslied, denn oft recitirte Fräulein Baronesse das ganze Gespräch von Anfang bis zu Ende, wobei sie sich hauptsächlich bemühte, mit dem tiefen Metall ihrer Stimme die weichen Tonbeugungen wiederzugeben, welche in Baron Waldow's Organ so einschmeichelnd ihr Ohr berührt hatten. Sonderbar: aus dem Chaosstale mit der abschließenden Porphyrwand blieb sie nach jenem Morgen weg. Das Edelsteinsuchen kam ihr auf einmal unbeschreiblich kindlich vor, und sie konnte sich nie recht darüber beruhigen, daß der junge Fremde sie nicht bei irgend einer andern Beschäftigung getroffen hatte. Sein Wunsch eines glücklichen Erfolges erschien ihr als das, was er war: als gutmüthige Schonung eines Kindes, dem man seine Marotte nicht verderben will. Nur war es schrecklich, daß sie für Baron von Waldow ein Kind mit solcher Marotte bleiben mußte. Er wußte ja nicht, wie plötzlich sie verständlich geworden war — wie hätte er es erfahren sollen? Arme Fräulein Baronesse, deren kleines Selbstgefühl schon so leiden mußte! Zum ersten Male stieß sie auf einen schönen und vornehmen jungen Mann, und da that sie auch gerade das Ueberste! Ihr einziger Trost bestand in dem Bewußtsein, sich außer der Edelsteinsucherei ganz als „Demosielle“ gezeigt zu haben. Der Baron hatte unzweifelhaft anerkennen müssen, daß sie „aus alter Familie und aus guter Gesellschaft“ sei, und das war, wie Maman immer sagte, la chose principale. In dieser Hauptfache folglich beruhigt, malte Fräulein Baronesse es sich aus, wie es beim Wiedersehen zugehen würde. Dann würde Baron von Waldow freudig verwundert sagen: „ah, wie groß Sie geworden sind!“ Würde ihr den Arm bieten, wie einer „großen Person“. Würde Maman Glückwünsche, eine so liebenswürdige Tochter zu besitzen. Würde „meinen Herren Brüdern“ begreiflich machen, was ihre Schwester werth sei. Bis jetzt verstanden sie es noch gar nicht. Espérance pflegte später, als sie erst mehr gelesen hatte, öfter zu sagen, sie möchte gern einmal einen der „edlen Brüder“, welche in den Romanen immer vorlämen, im wirklichen Leben antreffen. In Arthur und Rudolph sah sie keine Romanbrüder. Mit dem letzteren ließ es sich noch allenfalls verkehren; er lag den ganzen Tag auf der Jagd, und befand er sich im Schlosse, machte er sich auch weiter nicht unliebsam bemerkbar — er war zu träge, um aggressiv zu sein. In irgend welchen gefährlichen Unternehmungen verführte er die Schwester ebenfalls nicht — das hätte später weit eher sie thun können. Höchstens daß er ihren Ehrgeiz anregte, gleich ihm sattellos auf Eseln zu reiten. Dabei geschah ihr jedoch weiter Nichts, als daß sie, wenn der betreffende Esel den Kopf senkte, über seinen Hals weg auf die Erde hinabrutschte und mit zerrissenem Kleide wieder aufstand. Irgendwas bewog sie Rudolph während der Kirchenszeit gelegentlich zum Klettern in die Kirchscheibäume. Sonntags holte der Hirtenknabe oder ein Knecht ihr Kirschchen genug herunter, aber an den Wochentagen geschah es ihr oft, daß sie stundenlang unter den Kirchscheibäumen umherirrte und vergebens zu den geliebten unerreichbaren Früchten emporstarrte. Wuchs dann die Sehnsucht nach ihnen gar zu heftig an, so erschien Espérance schmeichelnd und bittend neben dem Ruheplatz des jüngeren Bruders und bettelte so lange, bis Rudolph sich schwerfällig erhob und ihr langsam zu dem Baume folgte, dessen rothe, weiße oder schwarze Frucht ihr am lockendsten dünkte. „Aber nur Kirschchen wirf mir zu!“ bat sie, während Rudolph sich leicht auf die ersten Aeste hinaufschwang, denn er war nicht ungelent, bloß unsäglich schwer in Bewegung zu bringen. Einmal drinnen, ging es ihm rasch von der Hand: ehe Fräulein Baronesse sich versah, fiel ein großer, kirschschwerer Zweig ihr auf den Kopf. „Du brichst ja doch wieder Zweige ab!“ rief sie weinerlich vorwurfsvoll hinauf. „Denkst Du, ich soll Dir jede Kirche einzeln in den Mund werfen?“ fragte Rudolph buchstäblich von oben herab. „Da könnt' ich den ganzen Nachmittag sitzen und pflücken. Wenn ich einmal hier herauf muß, will ich ebenfalls essen. Fang' auf!“ Und der zweite Zweig raffelte auf sie herunter. „Jetzt hab' ich genug!“ rief sie. „Ich noch nicht,“ antwortete es phlegmatisch aus dem Laube. Rudolph mußte fürchterlich viel Kirschchen vertilgen: die Kerne prasselten nieder, wie Hagelsteinchen. Espérance, die am Boden saß, rückte weiter, um nicht getroffen zu werden, aß eifrig und protestirte bei einem neuen Zweige, der herabkam, gegen diese Art des Kirschchenpflückens. „Wie soll denn der Baum es machen, nächstes Jahr wieder zu tragen, wenn Du ihn so verstückelst?“ rief sie tlliglich. „Das ist seine Sache,“ versetzte Rudolph. „Nun wurde Fräulein Baronesse böse und „schimpfte“, und dann trachte irgend ein Ast, und sie gerieth in Angst. „Rudolph, komm herunter — der Ast wird brechen!“ „Das ist auch nicht meine Sache,“ war die Antwort. Espérance hätte antworten können: „aber meine“; denn hatte nicht sie Rudolph hinaufgetrieben? Wenn er nun stürzte, todt blieb, die Mama herbeiflog, in Zammer über ihn, in Vorwürfe gegen Espérance ausbrach! Das gräßlichste Phantasiemal war fertig, Espérance außer sich. „Rudolph, komm, oder ich lauf' fort!“ „Fang' erst!“ rief es, und ein wahrhaft gewaltiger Zweig fiel vor ihr nieder. „Rudolph, ich esse keine einzige Kirche mehr!“ „Aber ich esse noch,“ lachte Rudolph, der jetzt ganz im Wipfel saß. „Es soll auch gewiß das letzte Mal sein, daß ich ihn bitte, hinaufzusteigen,“ schluchzte Fräulein Baronesse in ihrer Noth. Inzwischen hatte Rudolph sich satt geschmaußt, stieg bedächtigt und sicher herab und fragte, auf festem Boden vor der Schwester stehend, gutmüthig spöttlich: „na, hast Du wieder einmal umsonst gejammert?“ Espérance wischte sich die

Thränen aus dem Gesicht, erholte sich und aß ihre „letzten Kirschchen“. Am nächsten Tage waren sämtliche gute Vorsätze vergessen, wie „der Schnee von vor dem Jahr“, und wenn Rudolph sich nicht gerade besonders hartnäckig und hartherzig bewies, so wurde die Scene unter den Kirchscheibäumen mit geringen Abweichungen von neuem gespielt. Man sieht: Rudolph war ein Junge, mit dem es sich noch auskommen ließ; er war nicht „der beste Bruder“, aber auch nicht der schlechteste. Dagegen war Arthur das Schreckbild von Espérancens Kinderjahren. Sie fürchtete sich vor ihm wie vor Niemand sonst auf der Welt, die gebieterische und oft so heftige Mutter nicht ausgenommen. Arthur war nicht geradezu böse von Herzen, aber seine Rücksichtslosigkeit gab leicht den Anschein davon. Despot im umfassendsten Sinne betrachtete er die Geschwister ganz als seine Untergebenen. Frau von Wengersky hatte ihm beigebracht, er sei das Haupt der Familie — er benahm sich als solches. Die Mutter selbst behandelte ihn so und gab sich die möglichste Mühe, ihre beiden jüngern Kinder zu überzeugen, sie müßten sich pflichtschulbigst und naturgemäß dem „Ältesten“ unterordnen. Aber darin fand sie weder bei Rudolph noch bei Espérance Gehör, so feindlich Fräulein Baronesse sonst gefinnt war. Anstatt zu trauern, wenn der Zeitpunkt herannahte, wo durch Arthur's Rückkehr auf die Akademie „das Schloß seines Herrn beraubt würde“, empfand Espérance nur eine tiefe Zufriedenheit darüber, daß „der schlimme Junge“ wieder für so und so viel Monate ihr aus dem Wege käme und wieder einige Ruhe im Hause zu hoffen wäre. Sie versuchte freilich dieses Gefühl zu verhehlen, aber ihr Gesicht war ehrlicher, als sie und verrieth sie der Mutter, welche sie dann mit emphatischen Vorwürfen übersättete. „Herz von Felsen!“ declamirte Frau von Wengersky mit der theatralischen Natur der Französin; „Herz von Felsen, welches nicht eine Thräne hat, wenn Ihr Bruder scheidet, während ich in Thränen schwimme!“ Espérance schwamm bald ebenfalls in Thränen, nur an einem der verborgenen Plätzchen, welche sie sich ganz eigens ausgesucht hatte, um, wie jetzt, über Mamans Grausamkeit oder über irgend welches andere Unrecht, das ihr widerfahren, verzweiflungsvoll zu weinen. Dennoch fühlte Espérance sich ohne die Mutter immer noch um Vieles verlassener in der weitläufigen Burg, und als Frau von Wengersky sich im Frühwinter 1853 zu einer abermaligen Reise nach Wien anschickte, da wollte die Kleine vor Bangigkeit vergehen. „Wirst Du wieder so lange ausbleiben?“ fragte sie weinend am Abend vor der Abreise. Was sie später immer „einen langen Sermon der Mama“ nannte, war die Antwort, die sie bekam. „Du weißt, ich reise nicht zu meinem Vergnügen,“ erklärte Frau von Wengersky. „Ich wünschte, daß nicht all diese Curatelangelegenheiten mir oblägen, aber wer nimmt sie mir ab? Wer nimmt überhaupt mir etwas ab? Niemand; ich muß Alles allein thun — arme Frau! — und da quälst Du mich auch noch mit Fragen, wann ich zurückkomme, als ob das von mir abhängt. Du weißt, daß ich nicht eine Stunde länger ausbleibe, als es unumgänglich nöthig ist, das genüge Dir.“ Espérance schlich schmollend von dannen; sie wußte recht gut, daß die Mutter jeden Vorwand benutzen werde, um einen Tag länger in Arthur's Nähe zu sein, und Frau von Wengersky wußte es auch und sagte daher am nächsten Morgen der Tochter ein ungewöhnlich kaltes Adieu. Wenn man sich Espérance ohne jede andere weibliche Gesellschaft, als die der Köchin, einer ganz alltäglichen Magd, in der Wintereinsamkeit der hohen Burg vorstellt, so muß man es schon machen, wie sie selbst, d. h. sie als ein armes, kleines, schlechtbehandeltes Wesen betrachten und bemitleiden. Am Tage ging es noch an; der südtirolische Winter hat zwar durchaus nicht die stets gleichmäßige liebenswürdige Stimmung, die man ihm zuzuschreiben beliebt, sondern häufig die allerwidrigsten und allerfröhtigsten Launen, aber mitten in seinen Stürmen wirft er mit Tagen und Wochen um sich, welche direct aus dem Paradiese geholt scheinen, und dieses Jahr war er mit ihnen noch freigebiger, als gewöhnlich. Espérance konnte mit wenigen Unterbrechungen von früh bis spät ihr Wald- und Felsleben führen, und dann vergingen die Tage wie Träume. Aber wenn die Dämmerung kam und der Gedanke an das Schlafengehen! Espérance schlief, wenn die Mutter abwesend war, immer ganz allein im neuen Schloßflügel, und obwohl sie trotz aller localer Geipensfergeschichten nicht geipensfersterchen und auch sonst nicht furchtsam war, so war sie doch leicht phantastisch zu erregen, besonders in Mondschein Nächten, wo sie nie recht schlafen konnte. Die Zimmer des neuen Flügels hatten jedes zwei Fenster, von denen eins nach Süden in den Schloßhof sah, das andere gegen Norden auf die Wirtschaftsgebäude und den Schloßweg ging. In ihren schlaflosen mondellen Nächten nun meinte die einsame Kleine bald im Hofe Holz spalten, bald einen Leiterwagen den steilen „grobgelasterten“ Weg hinabrollen zu hören. Abwechselnd eilte sie von einem Fenster zum andern; immer war es da still, wo sie eben stand, während auf der entgegengesetzten Seite das eingebildete Geräusch vernehmbar wurde. Das waren schlimme Nächte, welche die Augen Espérancens einsinken und ihre Wangen übermäßig bleich machten, bis die Mutter endlich wiederkehrte. Noch nie hatte sie sich mit solchem Jubel von Espérance empfangen gesehen, wie dieses Mal. Da ihr Gewissen ihr vorhielt, daß sie ungebührlich lange ausgeblieben sei, erwiderte sie die Liebkosungen der Kleinen sehr kühl, eigentlich gar nicht, aber Espérance war zu selig über die Errettung von der allnächtlichen Qual, um an ihre gewohnten Empfindlichkeiten zu denken. Der Berwalter bemerkte gegen Frau von Wengersky, Fräulein Rancechen habe sich förmlich krank gebangt nach ihr, und da sie seine Worte durch Espérancens Aussehen bestätigt fand, nahm sie sich wirklich vor, das Kind nicht mehr so unnatürlich allein zu lassen. Aber in gewisser Art war es bereits zu spät, Espérancens Nervensystem schon zu sehr angegriffen. Nichts ist bekanntlich für die geistige Gesundheit des Kindes schädlicher, als ungebundene Freiheit ohne Arbeit, ohne jede Disciplin, und bei einem feiner organisirten, welches, ihm selbst unbewußt, andere, als materielle Ansprüche macht, leidet sogar der Körper. Sieh gänzlich selbst überlassen, hatte Espérance sich mit ihren ewigen Träumereien dermaßen ermüdet und erschläft, daß ihr für die Wirklichkeit keine Kraft mehr blieb. Sie erkannte sogar nichts Wirkliches mehr, nur noch,

was sie sich träumte. Kaum hatte die Gegenwart der Mutter sie von ihrem Trübsal erlöst, so fing sie an, sich wegen Rudolph's eine phantastische Sorge zu schaffen. Der arme Junge, welcher sich bisher ebenso zwecklos umher getrieben hatte, wie die Schwester, empfing seit dem Herbst einen wenn auch dürftigen Unterricht in der Stadt. Natürlich mußte er unten zu Mittag essen und kam erst gegen Abend zurück auf die Burg. Er selbst nahm diesen Rückweg für das, was er war: einen etwas langen Spaziergang bei Nacht und Nebel; Espérance aber, die sich doch keine Ruhe gönnen konnte, schuf daraus eine Gefahr für den Bruder, wegen welcher sie sich gebührend abängstigte. Lange bevor Rudolph heim sein konnte, lauschte die Schwester schon am Eingange des Vorhofes; hörte sie dann seine Schritte, wie sie fest und sicher den Schloßweg hinaufklangen, so lief sie ihm aus allen Kräften entgegen, um ihm, wenn sie athemlos ihn erreicht, den alltäglichsten guten Abend zu bieten. Nie sagte sie: „ich habe mich um Dich geängstigt;“ er hätte ihr ins Gesicht gelacht und höchst wahrscheinlich geantwortet: „was bist Du für eine kleine Gans! Hier, wo ich jeden Stein kenne, soll mir was passieren!“ Jetzt sagte er nur eines Abends, als es furchtbar stürmte: „Rance, bleib bei solchem Wetter doch drinnen; ich finde schon allein den Weg ins Haus.“ Seitdem erwartete Fräulein Baronesse ihn nie mehr unten, aber oben am Fenster klebte sie, um nach ihm auszu schauen, in immer längerer Besorgniß, je früher und je dunkler die Nacht eintrat. Einige Male hielten die Leute im Wirtschaftshofe ihn etwas auf, so daß er vielleicht zehn Minuten später, als gewöhnlich das Schloß erreichte. Von nun an pflegte Frau von Wengersky, wenn er zögerte, das Fenster auszumachen und mit lauter Stimme nach ihm zu rufen. War er schon in der Nähe, so gab er Antwort, bisweilen jedoch rief die Mutter umsonst: er war dann später aus der Stadt fortgekommen oder hatte freiwillig länger dort verweilt, genug er befand sich noch nicht in Rufweite. Dann wurde Frau von Wengersky ungeduldig und zuletzt wohl gar unruhig, und während sie wieder und wieder rief, zitterte Espérance durch und durch und sah im Geiste Rudolph, wie er sich „verfallen“ hatte und blutend, ja todt am Fuße eines Felsens lag. Halb blind starrte sie sich in der Finsterniß, die heißesten Gebete schickte sie gen Himmel, um die glückliche Rückkehr Rudolph's zu erleben, aber Alles, ohne sich gegen die Mutter mit einer Silbe zu verathen. Sie wollte sich weder ausspotten, noch auswechseln lassen, und eins von beiden wäre gechehe. Erschien Rudolph endlich, derselbe hausbackene hungrige Junge wie alle Tage, so kroch Espérance ohne ihn gesehen zu haben und ohne „zu Nacht zu speisen“ zerbrochen, aber getröstet, in ihr Bett. Ein wirklicher und ernstlicher Verlust sollte ihr bald bevorstehen: Friedrich Hartmann kündigte. Der Mann war es müde, immerfort wie ein Ausgestoßener zu leben. In Johanni wolt' er fort, zu Neujahr sagte er es der Frau Baronesse. Sie hörte es ungern, obwohl er ihr zugleich einen guten Pächter vorschlagen konnte. Fräulein Baronesse war nun gar wie von einem Schlage getroffen. „Was soll ich dann anfangen, wenn Sie fortgehen?“ rief sie schluchzend. „Sie sind mein einziger Freund hier!“ „Sie denken: wer wird mir Pomade, Madeln und Knöpfe kaufen, wenn der Hartmann fort ist?“ antwortete er scherzhaft, weil er sich nicht gerührt zeigen mochte. „Nun, lassen Sie es nur gut sein, Fräulein Rancechen; bleiben Sie ein frommes Kind, und unser Herrgott wird Ihnen schon wieder Jemand zuschicken, der es gut mit Ihnen meint. Weinen Sie nicht; verderben Sie sich nicht immer so Ihre blauen Augen. Soll ich Ihnen von Brigen Etwas mitbringen? Ich fahre morgen hin, um den Pächter herzuzuholen, der zu Johanni eintreten will. Nun, brauchen Sie was?“ An ihren Thränen schluckend, erwiderte Fräulein Baronesse: „Ich habe mir schon sehr lange ein buntesfarbiges Baumwollentuch gewünscht; wenn Sie so gut sein und mir eins mitbringen wollten?“ „Wem's weiter nichts ist, das sollen Sie haben,“ erwiderte Hartmann freundlich. „So lange wir noch zusammen sind, wollen wir uns gegenseitig alles mögliche Liebe und Gute erweisen, nicht wahr, Fräulein Rancechen?“ Getreu seinem Worte brachte er ihr ein ganzes halbes Duzend Baumwollentücher von Brigen mit, leider aber sämtlich von einer Sorte, nämlich mit gelben Blumen auf braunem Grunde. In männlicher Naivetät hatte er gedacht, Baumwollentuch sei Baumwollentuch; die Farben auszuwählen, war ihm nicht eingefallen. Espérance war sehr getauscht; sie hatte sich bunte Blumen und einen hellen Grund eingebildet und erhielt statt dessen diesen schmutzigen braunen mit solchen häßlichen „Salamandern“. Sie machte Hartmann keinen Vorwurf, sie dankte ihm sogar mit vieler Höflichkeit, aber als sie das Packet im Wandschrank des Ritterjales bei Seite legte, glänzte einiger Thränenhau zwischen den gelben Blumen. Es war gut, daß Hartmann nie mehr nach den Kindern fragte, sonst hätte sie doch gelegentlich eins umthun müssen. Er hatte an andere Dinge zu denken. Erstens an das Abwickeln der Geschäfte und die Liebergabe, weiter an seine neue Zukunft im Vaterlande. Schließlich bekümmerte ihn auch Espérance. Ungern ließ er das Kind so völlig ohne Halt und Schutz zurück. „Fräulein Rancechen,“ sagte er eines Tages zu ihr, „wissen Sie, was gut für Sie wäre? Daß Sie von hier fort und in ein Institut kämen.“ Fräulein Baronesse war völlig mit ihm einverstanden. „Da könnt' ich lernen, was eine Demosielle wissen muß, und später eine Dame zu werden,“ meinte sie, „und wüßst' ich das, so brauchte ich mich nicht mehr zu schämen, wenn der Baron von Waldow wiederkommt.“ Hartmann war der einzige Mensch, dem sie von jener Begegnung mit dem jungen Reisenden erzählt hatte, allerdings erst nach Angelobung einer ununterbrochlichen Verschwiegenheit. Er hörte sie jedoch nicht gern davon reden, denn er dachte: „Das fehlte noch gerade, daß die Kleine sich den fremden Herrn in den Kopf setzte, der ein für alle Mal über alle Berge ist.“ Darum sagte er auch jetzt: „Fräulein Rancechen, ob der fremde Baron wiederkommt oder nicht, davon darf es nicht abhängen, ob Sie in ein Institut kommen oder nicht. Sie müssen hinein, weil es sich nicht paßt und nicht schickt, daß Sie aufwachsen, wie die Bauerntöchter auch, ohne was Anderes gelernt zu haben, als das bischen Französisch. Sie werden doch hoffentlich nicht ewig hier sitzen bleiben, und in der vornehmen Welt macht man an junge Damen andere Anforderungen, das weiß ich, obgleich ich nicht drinnen lebe.“

Darum also müssen Sie die Mama bitten. Sie recht bald in ein gutes Institut zu geben, und müssen's sich nicht verdrießen lassen, wieder und noch ein Mal zu bitten, wenn sie nicht gleich zustimmen sollte."

"Ich werde sie zum ersten Male bitten, wenn ich ihr das erste Weilchen bringe," sagte Fräulein Baronesse und öffnete die Augen ganz weit, als sähe sie bereits in ihr künftiges Institut hinüber.

Zu Wien wurde in alter Zeit das Fest des ersten Weilhens gefeiert. Wer es auf dem Felde fand, der meldete die freudige Nachricht sogleich bei Hofe, und dann zog der Herzog mit seinem Hofstaat und der Jugend Wiens hinaus, wo das Weilchen blühte, die schönste und sitzsamste der Jungfrauen mußte es pflücken, das Märlied wurde gesungen, der Matentanz wurde aufgeführt: der Frühling war eingezogen.

Eine Ahnung von diesem Werthe des ersten Weilhens ließ auch Fräulein Baronesse es jedes Jahr suchen. Sie setzte einen Triumph daren, es zu pflücken; wäre Jemand ihr zuvorgekommen, sie würde unglücklich gewesen sein und sich in ihrem theuersten Vorrecht beeinträchtigt gefühlt haben. Als eins der wichtigsten von ihren vielen Geheimnissen bewahrte sie die genaue Bekanntschaft mit den Stellen, wo im Schutz von Hecken, warm bedeckt von trockenem Laube, die Weilchen zuerst herausguckten. Im Februar fing sie an, fast täglich die Kunde an allen diesen Plätzchen zu machen, und ihre Wachsamkeit war nie umsonst: stets konnte sie der Mutter das erste Weilchen bringen.

Dieses Jahr konnte sie es noch früher, als gewöhnlich: das Wetter hatte die Weilchen begünstigt. Frau von Wengersky, welche die Leuzgabe ihrer Tochter sonst immer mit profaischer Ruhe aufnahm — denn ein Weilchen im Frühling war ja kein Wunder — Frau von Wengersky äußerte dieses Mal wirklich etwas wie eine angenehme Ueberraschung, und Espérance kam hoffnungseinfältig mit ihrer Bitte heraus. Sehr ungeschickt, völlig geradezu — die Diplomatie der Kindheit war nicht ihre Gabe. Frau von Wengersky glaubte nicht recht gehört zu haben.

"Wie?" fragte sie. "Was sagst Du? Was willst Du mit einem Institut?"

"Ich will hinein, Maman."

"Und warum, Mademoiselle?"

"Um zu lernen, Maman."

Die Mutter lachte. "Das ist neu," sagte sie; "Mademoiselle Nancy will lernen. Und was denn, wenn es erlaubt ist, zu fragen?"

"Alles, was eine Dame nöthig hat, um in der Welt zu leben." Espérance war jetzt würdevoll; man hätte wirklich meinen sollen, diese weiße Voransorge für ihre Zukunft als Frau der großen Welt sei aus ihrem Kindskopf entsprungen.

Leider machte das Programm des ehrlichen Hartmann nicht den mindesten Eindruck auf Frau von Wengersky.

"Ma chère, ich hoffe doch, Du lässest mich als Dame gelten?" fragte sie gelassen. "Nun sieh, ich habe Nichts gelernt und weiß doch Alles, was nöthig ist. Das Studiren überlasse den bourgeois. Sie müssen mehr wissen, als wir, weil sie um so viel weniger sind, als wir."

Der Ausdruck "bürgerlich" war für Espérance bisher der endgiltige gewesen; hatte Maman gesagt: „c'est bourgeois," so blieb Nichts weiter zu sagen übrig. Heute zum ersten Male lehnte Espérance sich gegen dieses Schlufurtheil auf.

"Weil ich ein adliges Fräulein bin, folgt daraus, daß ich eine unwissende Person bleiben soll?" fragte sie mit einer ungewöhnlichen Entwicklung von Logik ihren Vertrauten,

Espérance war, so lange Hartmann sich noch auf der Burg befand, zu keiner Wiederholung ihrer Bitte bei der Mutter zu bewegen. Ihr thränenflüssiges Weinen ver barg einen eisenharten Kern. Wollte sie nicht, so wollte sie nicht. Hartmann hatte sich vorgenommen, vor seinem Abgang ein gutes Wort für sie bei der Mutter einzulegen; aber Frau von Wengersky verabschiedete ihn mit ihrem grand air, und so war es ihm unmöglich, aus dem Verhalten des Untergebenen herauszutreten. Ach, wie oft, wie oft weinte schon in den nächsten Tagen Espérance ihm nach! Frau von Wengersky, welche durch seinen Weggang zu neuem unmittelbaren Verkehr mit den ihr unerträglich Throlern genöthigt wurde,

übertraf sich in übler Laune.

So wie jetzt hatten ihre jüngeren Kinder sie doch noch nicht gesehen, obgleich ihre Bekanntschaft mit den Stimmungen oder lieber Verstimmungen der Mutter eine genaue und mannigfaltige war. Sie leistete in diesen Sommerwochen an häuslicher Unlieblichkeit wirklich Alles, was eine rücksichtslose Französin darin immer zu leisten vermag.

Rudolph holte sein schönstes holländisches Pflögen hervor, um, in dasselbe eingewickelt, diese moralische Sturmzeit durchzumachen. Wie sie auf Espérance wirkte, läßt sich aus einem Beispiel erkennen. Die ersten Spaziergänge müssen jetzt immer schon ganz früh gemacht werden; den Tag über lag die Hitze gar zu übermächtig auf der Gegend. Etwas nach sieben Uhr also kam Espérance eines Morgens heim, in der linken Hand ließ sie einen großen Strauß Feuerlilien herabhängen, welchen sie sich auf einem benachbarten Hofe geholt hatte; in den Burggärten gab es keine, und Espérance liebte sie, wie alles Prunkende. Am Baumhause kam ihr ein Bauernmädchen entgegen, welches auf der Burg gewesen war. Morgengröße wurden ausgetauscht, Espérance zeigte ihre Lilien, die Throlerin sollte sie bewundern. Sie hatte sichtlich keine Lust dazu, sondern fragte nur, was Fräulein Baronesse damit anfangen wollte.



Hieroglyphen. Originalzeichnung von E. M. Seyppel.

Hartmann, zu dem sie zornig hingelaufen war. "Und Maman sagt nicht die Wahrheit, wenn sie spricht: sie habe Nichts gelernt," fuhr sie erbittert fort. "Wenn sie erzählt hat, da hab ich gehört, daß sie Gouvernanten gehabt hat, und später ist sie in einem Pensionat in Paris gewesen, und da hat sie Musikstunden gehabt, und jetzt will sie mich Nichts lernen lassen, und das ist schlecht von der Mama."

"Sachte, sachte! Das geht ja wie'n Mährlad!" beschwichtigte Hartmann ihre holprige Beredsamkeit. "Wer wollte denn wieder und wieder bitten, bis die Mama nachgäbe? Stäter Tropfen höhlt den Stein. Was heute nicht geworden, wird übers Jahr."

"Uebers Jahr bin ich todt!" wehlagte Fräulein Baronesse. "Geduld, Geduld! es stirbt sich nicht so schnell," tröstete Hartmann. "Wir werden noch ein recht großes Fräulein werden, bevor wir das Zeitliche gesegnet."

"Sie in ein großes Glas thun und in mein Zimmer stellen," antwortete Fräulein Baronesse.

"Ach, thun Sie das nicht!" bat das Mädchen ängstlich. "Wenn man die Blumen da ins Haus nimmt, so schlägt der Blitz ein, — sie ziehen das Wetter an."

Espérance lachte; das Mädchen führte in aller Eile mehrere Beispiele an und wiederholte seine Warnung.

"Ich will mir's überlegen," sagte zuletzt Espérance, aber sie überlegte es sich nicht — sie stellte die Vase mit den Feuerlilien gerade an das Südfenster der blauen Stube. Aus Sünden kamen die Gewitter immer am häufigsten und am heftigsten; da konnte der Blitz seine Magnetblumen am leichtesten finden, wenn er sie überhaupt suchte. Glaubte die Kleine daran oder zweifelte sie? Nicht das eine und nicht das andere, oder auch das eine und das andere. Es war eben ein Erfahrungsversuch, den sie anstellte. Die Frage

solte ungelöst bleiben: so lange die Feuerlilien vor dem Fenster blühten, erschien auch nicht eine einzige Wetterwolke am Himmel. Als Espérance den abgeblühten Strauß fortwarf, war sie, die Wahrheit zu sagen, verdrießlich aus getäuschter Erwartung. Das heillose Kind hatte wirklich die Burg der Möglichkeit eines Wetterfchlagcs aussetzen wollen, seine geliebte hohe Burg! Es mußte in einer verzweifeltcn Gemüthsverfassung sein. Lieber die Burg verbrannt, denn Arthur als Herrn darinnen sehen — das lag darunter.

Arthur kam endlich an und — küßte die Schwester. Espérance wüchtc sich heimlich die Lippen ab. Sie war gleich begabt zum Lieben und zum Hassen; für den Augenblick indessen verstand sie noch besser zu hassen, als zu lieben.

Es regnete am nächsten Tage, die Zungen wußten nicht, was sie anfangen sollten, und verfielen auf den Gedanken, eine wilde Jagd durch die Burg zu veranstalten. In den Händen schwingen sie lange Stangen und an diesen lange, braune Zeugstücke mit gelben „Salamandern“. Sie hatten nach Fahnen gesucht und im Wandschrant des Ritterssaales gefunden, was sie suchten. Fräulein Baronesse schrie aus vollem Halse und jagte wie eine Rache Furie den Räubern ihrer Tücher nach. Die Tücher waren ihr unausstehlich, aber es waren ihre Tücher und Hartmann's Tücher — sie sollten ruhig im Wandschrant vermodern. Statt dessen hingen sie kurz und klein gerissen von den Stangen herab, als die Brüder aus Mangel an Athem zum Stillstand kamen, und Espérance sie erreichte. Sie war nicht zu befänstigen, so sehr es auch Rudolph sich angelegen sein ließ. Sie hatte einen ihrer seltenen Zornanfalle, während welcher ihre Augen blaue Blitze warfen. Auf einen solchen folgte stets ein Zeitraum verstockten Schweigens; vierzehn Tage lang brachten die Brüder von Espérance kaum ein Wort heraus, und wo sie nur konnte, ging sie ihnen aus dem Wege, bis endlich Arthur sie durch die Einladung anlockte, mit ihnen von außen in die Scheune zu steigen und sich oben im Heu gütlich zu thun.

Die hohe Leiter hinanklimmen, die allein anzulegen ihre Kraft nicht ausreichte, das war allzu verführerisch! Espérance gab ihr Schmolten auf und kletterte den Brüdern nach. Im Klettern bestand auch das Hauptvergnügen, denn oben im Heu fanden die Geschwister es bald zu heiß und zu eng und beschloffen, lieber an den Wasserfall zu gehen, wo es kühl sei. Beim Hinabsteigen war natürlich Espérance voran; sie bewegte sich jedoch für Arthur's Ungeduld zu langsam, er gab ihr einen Schub, ihre Kleid hatte sich oben an die Leiter angehangen, sie verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber zehn bis zwölf Fuß auf den felsigen Boden nieder. Arthur hat nie gewußt, wie er die Leiter hinuntergekommen ist; er glaube die Schwester todt oder doch halb zerschmettert unten zu finden, aber sie lag nur erschrocken und etwas betäubt still; geschehen war ihr nichts, sagte sie leise,

als er sie angstvoll befragte. Nachdem Rudolph ebenfalls wieder auf festem Boden angelangt war, stellte es sich bei näherer Untersuchung auch wirklich heraus, daß Espérance wunderbarer Weise keinen sichtbaren Schaden gelitten.

„Nur im Kopfe dröhnt's so,“ meinte sie. Arthur beruhigte sie und sich selbst mit der Versicherung:

Verletzung, so doch eine tiefe Erschütterung ihres Körpers zur Folge; im Kopfe dröhnte es ihr noch immer, sie war unbeschreiblich müde, hätte am liebsten fortwährend geschlafen und kommt es nicht, weil eben wieder Mondschein war. Schonung und Gemüthsruhe wären ihr nöthig gewesen, wie einer kränkenden Pflanze Schatten und Thau, aber sie verstand nicht gemüthsruhig zu sein, und die Mutter wußte ja nicht, daß ein Ausnahmegrund zum Schonen vorläge. So fuhr sie, trotz des stummen Fiebers in Espérances Blicken, sorglos auf acht Tage nach Bozen, um mit einer Freundin zusammenzutreffen, welcher auf dem Wege nach Italien die zigeunerhafte Gastfreundschaft der hohen Burg anzubieten sie sich nicht recht getraute. Schon am Tage nach der Abreise der Mutter legte Fräulein Baronesse sich zu Bett. Die Brüder achteten weiter nicht darauf; die Köchin war es, welche am folgenden Tage von der Nothwendigkeit sprach, den „Doctor“ zu holen. Der war jedoch gerade über Land und kam auch am nächsten Morgen nicht, so daß Rudolph sich aufmachte, um ihn von dem wachsenden Fieberzustand der Schwester zu benachrichtigen. Der Doctor begab sich immer nur höchst ungern nach der Burg; sie lag so hoch, und er war so dick. Auch jetzt schenkte er sich den Besuch und begnügte sich mit einem Recept, das Rudolph gleich machen lassen und mitnehmen sollte. Als es nichts half, erklärte Arthur, er wolle anwenden, was er von der Wasserkur verstehe. Trotz ihres verzweilungsvollen Sträubens aus dem Bette genommen und in ein kaltes Bad gethan, verfiel Espérance in ein tolles Phantasiren, daß Rudolph entschlossen einen Wagen mietete und die Mutter aus Bozen heimbrachte. Jetzt geruhte auch der Doctor zu erscheinen; die Krankheit, zum regelrechten Typhus gestempelt, tobte sich aus und als der Winter kam, gelangte unsere arme Fräulein Baronesse zu einer freudenlosen, mühsamen Genesung, mit der sie beim Wiedereintritt des Frühlings knapp fertig wurde. Sie war noch höher aufgeschossen, hohlwangig, hohlängig, im Augenblicke gar nicht hübsch und in ihrer Stimmung noch ungleich, aufgeregter und, wie die Mutter sich ausdrückte, unerträglicher, als je. „Du wirst ja die unausstehlichste Person auf der Welt!“ rief sie der Tochter zu; „maussade bist Du ohnedies schon zum Umkommen.“ Espérance antwortete auf solche „sermons“, indem sie sich schweigend in einen ihrer Lie-



otto Günther.

Pyramus und Thisbe. Originalzeichnung von Otto Günther in Weimar.

„Das wird sich verlieren!“ und dann bat er sie dringend, fast demüthig, Maman nichts zu sagen. Für einen solchen Streich mochte doch selbst er, obgleich er der Älteste war, nicht auf völlige Freisprechung rechnen. Espérance sagte mit ihrer Wortparasamkeit, welche in solchen Fällen etwas Großartiges hatte: „Ich habe nie Jemand angegeben.“

Leider bewahrheitete sich an ihr wieder ein Mal der alte Erfahrungssatz, daß es nichts Gefährlicheres gab, als ein großmüthiges Schweigen. Der Fall hatte, wenn auch keine

lingswinkel zurückzog und von neuem weinte oder auf Knien zu Gott nach dem Tode schrie. Gleichsam um dem lieben Gott Gelegenheit zur Erfüllung ihrer Bitte zu geben, suchte sie, wenn ein Gewitter herannahte, niemals den Schutz des Hauses, sondern blieb, wo sie eben war und sah mit einem keineswegs natürlichen Genügen zu, wie gelegentlich Bäume, vom Wettersturm entwurzelt, in die Tiefen hinabtrachten.

Wer kann sagen, wohin das nervenranke, überspannte Kind noch gerathen wäre, hätte nicht der Doctor ausnahms-

weise eine erleuchtete Eingebung gehabt und zu Frau von Wengersky gesagt: „Frau Baroness, es ist Zeit, das Mädel fortzuschaffen — es wird uns sonst noch verrückt.“

Frau von Wengersky erschrak ernstlich, und Espérance kam mit dem Herbst in ein Institut nach Wien.

(Fortsetzung folgt.)

Pyramus und Thisbe.

Von Rosenthal-Bonin.

Als die Nebel aus den Bergen des Schwarzwaldes fortgingen und die Sonne wieder hell vom Himmel strahlte, schaute sie auf eine gar stille Landschaft; das Bächlein rauschte nicht, kein Vöglein sang, kein Eidechsen lief raschelnd zwischen den dünnen Blättern und keine Mücke tanzte über dem Torfmoor. Schnee lag weit und breit, weiß wie Zucker und still und saft wie der feinste Sammt. Schnee lag in den Thälern, auf den Höhen, er bedeckte so hoch die Tannen, daß sie ihre grünen Äste sinken ließen, er hatte allen Felsstücken hohe friedliche Mützen aufgesetzt, er lag als schwere weiße Masse auf allen Häusern. Hoch auch auf dem kleinen granbraunen am Ende des Weilers am Mühlenbach, worin das Nidele Eisenloz wohnte, und fast noch höher auf dem schiefen Dache des Nachbarhäuschens, in dem Fritze Mörtkoffler jetzt zur Winterzeit bleierne Uhrgewichte abdrehte. Zwischen den Häusern lag ein Gärtchen, in dem bis vor kurzem noch Rabitz (Kohl) und Köhl (Wirsing) zu sehen war, jetzt deckte ihn ein Fuß hoch Schnee, und der Ebreichenbaum, der so voll rother Beeren das Jahr gewesen, daß die Späßen ihn nicht haben kahl essen können, hatte auf den rothen Traubenbüscheln Eiskrusten. Es war recht tüchtiger Winter in den Bergen und so kalt, daß der Rauch schien ungern aus den warmen Schornsteinen zu gehen.

Was will dies aber sagen der Liebe gegenüber. Sie ist stärker, als der Tod, sie überwindet auch den Schnee und das Eis des Schwarzwaldwinters.

Es ist wunderbar zugegangen. Im Sommer sah Fritze wohl das Nidele gern und wenn er Holz zum Kohlenmeiler fuhr, mußte er immer vor ihrem Fenster, er wußte nicht recht warum, mit der Peitsche knallen, und seltsamer Weise war dann auch jedesmal Nidele's spitze Seidenhaube am Gartenzaun zu sehen, aber der Sommer verging, ohne daß es ihm wärmer im Herzen geworden, er knallte nur lauter und lustiger mit der Peitsche. Als jedoch die Nebel im September kamen, die Octoberregen, es kalt und unfreundlich wurde und die Bäche grau und braun von Ansehen mehr tobt und schrien, als plauderten und plätscherten, als die kalte Witterung Fritze in die Stube trieb, da wurde es ihm allmählig ganz schwül und heiß ums Herz und es zog ihn ganz wunderbar zu Nidele's Haus hinüber; und genau so ging es dem Nidele, dem ward oft die eine Wange roth und dann die andere, so daß ihre alte Mutter oft fragte, ob Nidele das Fieber habe, und ein ganz ungekanntes Gefühl veranlaßte das Nidele aus der Thür hinauszuschauen, die nach dem Gärtchen zu aufging.

Es wurde kälter draußen, stiller. Es lag draußen auf Feld und Wald, in Fels und Schlucht der tiefste Friede. Im Gegensatz dazu hatte sich jedoch in Fritze's Herz ein wahrer Julisommer einquartiert und in Nidele's Herzen Kampf und Unruhe. Aus der offenen Thür trieb es Nidele in den tiefverschneiten Garten, aus seiner Arbeitskammer Fritze an den Zaun des Nachbargartens — dort sah er über dem abgebrochenen Brette durch einen Rahmen von Schnee ein apfelrundes Gesicht und apfelsrüthe Bäcklein, und Nidele eine blaue Jacke und eine weiße Zippelkappe, die ihr mit einem Mal eine Tracht schien, wie kein König sie schöner und kleidamer hätte. Der Winter rückte vor und Nidele's Schritte zum Zaun, und als der Januar kam, war Nidele bis zu dem abgebrochenen Brette vorgeückt und Fritze legte schon seinen Arm auf die Dämmung und schaute über dieser direct in Nidele's blaue Augen, eine Woche und sie stützten durch das kleine verschneite Thor, noch eine Woche und sie reichten sich die Hand, und als der noch kältere Februar kam, hatte Fritze seinen Kopf in das Lulock gezwängt und spitzte die Lippen und Nidele sich auf die Zehen im hohen Schnee gestellt und spitzte gleichfalls das Mündlein und Lippe begegnete sich mit Lippe und die Liebe triumphierte über Schnee und Eis und allabendlich, wenn es dämmerig wurde, huschte Nidele aus dem Stübchen und Fritze zum Zaun und die Liebenden tauschten durch die Bretterwand zärtliche Blicke, Worte und Schmähchen als Pyramus und Thisbe im Schwarzwalde. — Es wird auch wohl später ein Rendez-vous ohne diese „böse kalte Wand“ zwischen ihnen stattgefunden und kein „grimmt böser Len“, wie bei ihren klassischen „Vorbildern“, ihrer Liebe ein blutig tragisches Ende bereitet haben.

Johann Sebastian Bach am Hofe Friedrich des Großen.

Der Altmeister deutscher Tonkunst, Sebastian Bach, hatte nach einem vielbewegten Leben durch seine Berufung als Musikdirector und Cantor an die Thomasschule zu Leipzig endlich eine bleibende Stätte gefunden. Der mäßige Ertrag beider Stellen, der Wirkungskreis, den sie ihm boten, genigte völlig den bescheidenen Ansprüchen des großen Mannes. Still und ruhig in seiner Familie zu leben und für seine Kunst zu wirken, war Alles, was er für sich noch begehrte. Elf Söhne, alle mehr oder minder musikalisch begabt, schienen bestimmt, den Namen Bach, der wie kein anderer bereits zwei Jahrhunderte hindurch in der Geschichte der Musik vertreten war, auch künftigen Generationen zu verkünden. Bereits hatte der zweitälteste derselben, Emanuel, sich als Componist und Musikschriftsteller bedeutenden Ruf erworben und war am Hofe Friedrich des Großen als Kammermusikus angestellt. Der König, ein warmer Musikfreund, spielte befanntlich mit Vorliebe und Kunstfertigkeit die Flöte. Ihn dabei zu begleiten und Stücke nach seinem Geschmack für dieses Instrument zu schreiben, war es, was dem Herrn „Hofcambalisten“ zunächst oblag. Außerdem sollte derselbe in den während des

Aufenthaltes in Potsdam allabendlich stattfindenden musikalischen Soirées des Königs mitwirken.

Schon öfters, während der Übungsstunden, hatte dieser bei Emanuel sich nach seinem Vater erkundigt und den Wunsch geäußert, ihn einmal spielen zu hören und persönlich kennen zu lernen. Emanuel veräumte nie des Königs Aeußerungen in seinen Briefen an den Vater zu berichten; aber Meister Sebastian, der gar wenig Lust zum Reisen und noch weniger zu einer Vorstellung bei Hofe verspürte, vermied in seinen Antworten hartnäckig jede Andeutung über diese schmeichelhaften Aeußerungen.

Da riß endlich dem König die Geduld. Eines Tages, in früher Morgenstunde, ließ er Emanuel zu sich rufen. Mit strenger Miene herrschte er den Eintretenden an: „Hör Er, Bach, ich habe gestern im Concerte einige Compositionen von Seinem Vater gehört, die mir fürtrefflich gefallen haben. Das kann Er ihm schreiben; dann setze Er aber hinzu, daß, nachdem ich wiederholt den Wunsch ausgesprochen, ihn selbst zu hören, und deshalb ihn längst hier erwarte, — ich ihn, falls er nicht gutwillig kommt, durch ein Piket Husaren werde holen lassen.“

Emanuel, erschrocken über diese kategorische Erklärung seines königlichen Herrn, bemühte sich nach Kräften den Vater mit Hinweis auf sein Alter, seine Kränklichkeit und Geschäfte zu entschuldigen und versprach alsogleich nach Leipzig zu schreiben.

„Ja, thu Er das, und schreibe Er auch, daß Sein ältester Bruder, der Friedemann, mitkommen soll. Ist ein unruhiger Kopf, ich weiß es, aber soll ein wahres Musikgenie sein; den will ich auch hören.“

Emanuel stürzte nach Hause, um eiligst dem Vater des Königs Worte zu berichten, und ihn zu bitten, sobald als möglich seinem Wunsche Folge zu leisten. Er wußte wohl, daß die Sache mit „dem Piket Husaren“ nicht eben wörtlich aufzufassen war; — aber er wußte auch, daß, wenn der König einmal so bestimmt gesprochen, nicht mehr zu spaßen und zu zögern sei.

Die Aufregung, welche dieser Brief in der Familie Bach hervorrief, war groß. Sollte der alte, seit Jahren kränkliche Vater nun doch die oft besprochene und immer so entschieden abgelehnte Reise unternehmen, überdies bei so ungünstiger Jahreszeit? — und wenn nicht — war die Ungnade des Königs wohl die unvermeidliche Folge dieser Weigerung, und Emanuel's Stellung dadurch aufs äußerste gefährdet.

Aber Meister Sebastian machte bald allen bangen Zweifeln ein Ende. Die Sorge um den geliebten Sohn verschenkte jeden Widerwillen, jeden Gedanken an die Beschwerden der Reise. Mit fast jugendlichem Eifer betrieb er die Vorbereitungen zu derselben. Das Beste und Kostbarste, was man an Kleidern und Kleinodien besaß, wurde hervorgeholt, um auch äußerlich würdig zu erscheinen — der größte Musiker vor dem größten Könige.

Schon am Abende des zweiten Tages fuhren unsre Reisenden aus den Thoren Leipzigs, auf holprigen Wegen ihrem Ziele entgegen und langten deshalb denn auch früher, als man sie erwartete, in Potsdam an.

Emanuel, in dessen Wohnung sie abstiegen, war eben im Schlosse, wo sich, von dem Könige geladen, bereits eine weniger zahlreiche, als gewählte Gesellschaft eingefunden hatte. Die Musiker saßen an ihren Pulken, Emanuel am Clavier und der berühmte Graun, als Capellmeister den Taktirstock in der Hand, vor seiner Partitur, harrend der Befehle des Gebieters, welcher sich noch mit seinen Gästen unterhielt. In dem Augenblicke, als derselbe nach seiner Flöte greifend das Zeichen zum Anfangen gab, öffnete sich die Seitenthür, und der diensthabende Ordmanzoffizier überreichte dem König den Tagesrapport, welcher auch die Namen aller im Laufe der letzten 12 Stunden angekommenen Fremden enthielt, die jedesmal am Stadthore angegeben werden mußten.

Kaum hatte der König einen sflüchtigen Blick auf das Blatt geworfen, als er die Flöte weglegte; „der alte Bach ist angekommen, wir wollen mit der Musik auf ihn warten.“ — sprach er zu der Gesellschaft gewendet. „Magister Bach soll gleich herkommen, im Reiselied wie er geht und steht, gleich!“ rief er dem anwesenden Edelknaben zu, durch eine rasche Handbewegung ihn noch zur Eile ermahmend. Vergebens hatte Emanuel gehofft, daß er zu dem Vater gesendet werde; den Wunsch zu äußern wagte er nicht.

Müde von der beschwerlichen Reise, hatte Meister Sebastian eben angefangen sich's bequem zu machen, als die königliche Botschaft an ihn gelangte.

Er hatte sich vorgenommen, am nächsten Morgen seine Ankunft dem Könige zu melden und dann sich bereit zu halten, dessen Befehlen Folge zu leisten. Die Dredre aber, jetzt, stehenden Fußes, im Reiseanzug bei Hofe zu erscheinen, wollte dem in allen Dingen so correcten alten Herrn gar nicht zu Sinne. „Heute noch, jetzt, in diesem Aufzuge?“ — fragte er höchst erstaunt. „Nein, das ist unmöglich; unsre Effecten sind noch gar nicht herbeigeschafft. Lege mich Seiner königlichen Majestät allerunterthänigst zu Füßen, aber heute ist es mir unmöglich.“

„Aber seine Majestät haben auf das bestimmteste befohlen, im Reiselied, und sogleich,“ erwiederte der Bote, vielleicht nicht minder erstaunt, daß hier Jemand einem Befehle des Königs gegenüber von Unmöglichkeit zu sprechen wagte. — „So müssen wir eben folgen, lieber Vater,“ sagte Friedemann.

„Müssen, der alte Bach?“
„Für Emanuel,“ flüsterte Friedemann leise dem Vater zu. „Gib mir Hut und Mantel, wir wollen gehen.“ — Auf den kräftigen Arm des Sohnes gestützt, schritt nun Meister Sebastian, schweigend und wie im Traume, durch die dunklen Straßen dem Schlosse zu. Als sie aber dort angelangt, sogleich nach dem Musikzimmer geführt wurden, die Thürgehliren sich öffneten, und er die glänzende Gesellschaft, zugleich aber in einem gegenüber hängenden Spiegel auch sich selbst erblickte, in dem abgetragenen Rodte, der schlecht gepuderten Perrücke und den schmalleisen, bestaubten Schuhen, — da verlor der sonst so bejammerte Mann nahezu alle Fassung.

Es fehlten ihm die Worte, um solch „unziemliches“ Erscheinen in so erlauchtem Kreise zu entschuldigen, und doch konnte er nicht umhin, so oft sein Blick auf den unglücklichen Spiegel fiel, immer wieder von neuem seine Verlegenheit zu betonen. Der König empfing ihn aufs huldvollste und war sichtlich befreit, sein Nachtgebot in liebenswürdigster Weise

zu motiviren durch die Ungebild, den größten Musiker seiner Zeit persönlich kennen zu lernen. Es entspann sich nun, bei der damals üblichen, etwas gesuchten und wortreichen Ausdrucksweise, ein höchst originelles Zwiegespräch zwischen dem Könige und dem Meister Sebastian, welche sich in schwinghafter Rede an Versicherungen seitens des ersten, von hoher Consideration und Admiration des letztern — von submissivster Verehrung und devotester Nahrung — gegenseitig überboten.

Friedemann, der hinter dem Vater stehend in nächster Nähe Zeuge davon war, erzählte, daß er die Selbstbeherrschung der Anwesenden bewundert habe, die mit so grabitatischer Ruhe dieser Scene beizwohnten. — Vielleicht hatte seine eigene, so hervorragende Erscheinung, die Jeden überraschte, der ihn zum erstemmale sah, nicht unwesentlich theil hieran.

Nachdem die Vorstellung und Begrüßung glücklich beendet war, forderte der König den Meister auf, seine sämtlichen Silbermann'schen*) Claviere zu probiren und ihm das Beste zu bezeichnen; er besaß deren sieben, die in den verschiedenen Zimmern des Schloßes aufgestellt waren.

So setzte sich denn die ganze Gesellschaft in Bewegung; voran zwei Edelknaben mit Wachsfackeln, der König mit Bach, die Gäste nach der Rangordnung, zuletzt die Musiker, unter ihnen Friedemann.

Bach phantasirte nun auf jedem der verschiedenen Instrumente; in den Concertsaal zurückgekehrt, erbat er sich von dem Könige ein Fugenthema, das er aus dem Stegreif, ohne einen Augenblick zu überlegen, so kunstvoll durchführte, daß Alles in Staunen und Bewunderung gerieth. Der König äußerte nun den Wunsch, — wahrscheinlich um Bach auf die Probe zu stellen, — auch eine sechsstimmig ausgeführte Fuge zu hören. Bach führte dieselbe mit der gleichen Meisterschaft wie die erste Aufgabe durch.

Auch Friedemann mußte spielen; die höchst genialen, aber düsteren Weisen, die unter seinen Fingern erklangen, während ein schmerzlich tiefer Ernst aus seinen edlen Zügen sprach, contrastirte wunderbar mit dem klar harmonischen Wesen seines Vaters, erregte aber kaum geringeres Interesse. Auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs wurde Bach am folgenden Tag in alle Kirchen Potsdams geführt, um auch als Orgelspieler seine hohe Kunstfertigkeit zu erproben. Der König erklärte wiederholt, daß er auch hierin seine Erwartungen weit übertroffen.

Nach Leipzig zurückgekehrt, arbeitete Bach das ihm vom Könige gegebene Thema schriftlich aus, ließ es in Kupfer stechen, und widmete es dem kunstsinigen Monarchen. Es ist das unter dem Titel „Musikalisches Opfer“ bekannte Werk, bestehend aus einer dreistimmigen Fuge, mit der Ueberschrift: Thema sammt Zubehör, auf Befehl des Königs kanonisch durchgeführt. — Daran schließt sich eine sechsstimmige Fuge, mehrere andere kanonische Bearbeitungen, und ein Trio für Flöte, Violine und Bass, alles über dasselbe Thema.

Es war des großen Meisters letzte Reise, der Leipzig nun nicht mehr verließ. Ein schlimmes Augenübel, Folge übergroßer Anstrengung in seinen Jugendjahren, befiel ihn bald nach seiner Rückkehr und brachte ihn dem Erblinden nahe.

Alle angewandten Mittel, so wie eine zweimalige Operation, hatten nicht den gewünschten Erfolg. Gänzlich des Augenlichtes beraubt, starb Sebastian Bach im Alter von 65 Jahren den 28. Juli 1750.

*) Die Claviere des berühmten Orgelbauers Silbermann in Freiberg gefielen Friedrich so außerordentlich, daß er vorhatte, sie alle anzutauschen und für jedes Stück 700 Thaler bezahlte.

Im „Heim“ der deutschen Lehrerinnen in London.

Von Ellen Lucia.

Allüberall wird jetzt des Feierabendheims gedacht, das für alte oder arbeitsunfähige Lehrerinnen und Erzieherinnen in der Nähe Berlins gegründet werden soll, und zu dem in Königswusterhausen schon der Grund geschenkt ist.

Jetzt, wo durch Gründung der Allgemeinen Pensionskasse für deutsche Lehrerinnen und Erzieherinnen das allgemeinste Interesse für sie wach gerufen wird, ist es auch wohl an der Zeit, mit kurzem Wort einmal der Stätten zu gedenken, die ihnen in der Fremde die Heimath zu ersetzen streben.

Deutschland, so einig und stark nach innen und außen es sich auch gestaltet hat, kann seine unbemittelten und befähigten Frauen noch immer nicht in ausreichender Weise beschäftigen, und für die Lehrerinnen stehen Leistungen und Gegenleistungen noch meist in so trübem Mißverhältnis, daß viele — und oft die befähigsten — durch pecuniäre Vortheile bestimmt, wenn auch schweren Herzens dem Auslande ihre Kräfte zuwenden. In den fernsten Ländern, ja, weit über das Weltmeer hinaus, begegnen wir deutschen Erzieherinnen. „Diesen“ in England eine Stätte für die Zeiten der Ferien oder Stellenlosigkeit zu gewähren, sind in London und Brighton die Governess-Homes gegründet.

Für seine eignen Lehrerinnen hat der Engländer in Harley-Street vorzüglich gesorgt. Hochvornehme Namen stehen prunkend an der Spitze der Governess benevolent Institution, und große Summen werden zum Unterhalt der Anstalt beigekauft, den dort weilenden disengaged (stellenlosen) Lehrerinnen die wöchentlichen Unkosten bis auf 15 Schillinge (5 Thlr.) zu erleichtern und ihnen ohne Abzug jeglicher Procente zur Erlangung einer geeigneten Stellung zu verhelfen. Freilich ist die Anstalt nur für Engländerinnen bestimmt und von Deutschen nur allein denen zugänglich, die gut empfohlen schon in englischer Familie oder Schule längere Zeit gewirkt haben.

Für die neu hinüber kommenden deutschen Lehrerinnen aber ist das Foreign Home am Burwood Place das eigentliche Heim.

Von einer Deutschen, Frä. Erd., vor einem Jahrzehnt gegründet, unter dem Schutze der verstorbenen Königin Wittve von Preußen stehend, ist es seit 1869 von Miß Ainger, einer Engländerin, übernommen, die für das körperliche Wohl ihrer Hausgenossen redlich zu sorgen bemüht ist und ihre persönliche Freiheit nicht unnütz zu beschränken liebt.

Für Wohnung und Beköstigung sind 19 Sh. (6 1/3 Thlr.) wöchentlich, oder 3 Sh. täglich, im Voraus zu zahlen; für

die Vermittlung einer Stelle 5% vom ersten Jahresgehalt zu entrichten.

Miß Minger selbst sagt in ihrem gedruckten Programme: „Die Zahl der fremden Lehrerinnen, die nach England herüber kommen, wird mit jedem Jahre größer, und gar wenige von ihnen haben eine Ahnung von den Schwierigkeiten und Trübsalen, denen sie entgegen gehen. Viele dieser Damen, die durch ihre Kenntnisse und Talente sich hier ihren Lebensunterhalt erwerben wollen, sind bei ihrer Ankunft ungeliebt in der Sprache, unbekannt mit den strengen Sitten des Landes, in welchem sie wirken wollen, und somit wenig geeignet, sich selbst eine geeignete Stellung zu verschaffen. Ihnen hierin hilfreich entgegen zu kommen, ward dies Home gegründet.“

In diesem Home habe auch ich einst Aufnahme gefunden. Im Erdgeschoss fand ich in dem sonst in englischen Häusern meist als Schzimmer dienenden Raume die fremden Lehrerinnen verammelt, in ungezwungenem Kommen und Gehen. Wenige Schweizerinnen ausgenommen, sind es Deutsche, die ihre meist unfreiwilligen Ferien im Home verleben. Fast alle Altersstufen schienen vertreten zu sein.

In dem einfachen hölzernen Lehnstuhl am Kamine lehnt eine alternde Gestalt, frohlig in ein großes Schawstuch gehüllt. „Schon wieder neue Ankömmlinge und immer neue,“ flüsterte sie mütterlich, meinen Gruß wenig beachtend. „Das junge Volk, das wildfremd jetzt schaarweise herüberkommt, hat mehr Chancen, als wir Alten, Erprobten! — Ich jage nun schon seit 18 Wochen jeder annoncierten Stelle nach und zehre meine kleinen Ersparnisse auf, aber...“ und heftiger Husten unterbricht sie.

„Sie sollten nach Deutschland zurückgehen,“ sagte ich freundlich. „Sie könnten Ihre Kenntnisse des Englischen dort wohl verwerthen. Das Leben der Lehrerinnen ist drüben im Allgemeinen weniger gebunden und kostspielig, als hier.“

„Für mich nicht! Ich habe drüben keine Heimath mehr,“ entgegnete sie eintönig. „Meine Verwandten sind todt, und eine neue Existenz dort zu gründen fehlt es mir an Kraft und Mitteln.“

In ihrer Nähe auf dem harten Sopha sitzt eine ebenfalls schon bejahrte Dame.

Modern, ja reich gekleidet, kam sie in eleganter Drofschleife von ihren Privatstunden heimgefahren. Sie versteht es, wie ihre Colleginnen sagen, ihre englischen Arbeitgeber zu blenden und ihren Vorurtheilen zu schmeicheln.

Jedenfalls hat sie schnell genug durch Musik- und Sprachunterricht ein kleines Vermögen erworben, das ihr gestatten würde, ihr Alter sorgenfrei in Deutschland zu beschließen. Aber das langjährige Leben in England hatte sie schon verwöhnt.

„Wem könnte es nach so langer Abwesenheit in Deutschland noch gefallen?“ mischte sie sich in unser halbblaues Gespräch.

Lautes Sprechen ist in England verpönt. Alles wird von den Damen der besseren Gesellschaft mezza voce verhandelt. — Denken Sie mir an den Mangel allen Comforts daheim, an die ungesitteten Manieren unserer Landsleute beim Essen! — u. s. w. —

Ich sehe sie erstaunt an, bin ich doch noch in dem Stadium, wo jeder Tadel deutschen Wesens und Lebens gleich einer persönlichen Kränkung schmerzlich empfunden wird. So ist denn die für mich wenig erquickliche Unterhaltung abgebrochen.

Einige der Damen sitzen und schreiben; Andere versuchen sich in der edlen Kunst der Schneiderei. Eine derselben, eine hübsche Schweizerin, antwortet in munterem Französisch auf meine deutsche Frage:

„Was wollen Sie! die in Sammet und Seide einherrauschenden Schneiderinnen sind gar zu theuer für bescheidene Gouvernantenkassen, und doch sollen wir modern, ja elegant gekleidet sein, — schon um der Domestiken halber, deren erstes Glied wir doch nur bilden. Was bleibt uns also, als frisch zur Nadel zu greifen, wenn solche unfreiwillige Ferien eintreten. Auch verschwinden die Sorgen leichter, wenn die Hände schaffen! Hoch genug ist freilich unser Gehalt — d. h. nach deutschen Begriffen; aber wie viel gebundener unser Leben ist, wie demüthigend oft unsere Stellung, wie theuer all der unnütze Tand, den wir gebrauchen müssen, — das Alles ahnen die Unseren daheim nicht!“

„Zum Glücke ahnen Sie's nicht!“ stimmt eine bleiche junge Dame bei, die sich beim Eintreten müde auf den nächsten Stuhl hat sinken lassen, „und doch, wie ist man so dankbar und froh, wenn man nur immer eine Stelle hat. Das ewige Briefschreiben, die vielen Besuche bei den Agentinnen, die endlosen Interviews mit den engagirenden Damen, — sie machen mich krank! Dies Umherjagen in der Riesengasse! Bald im Nebel unter der Anzahl den richtigen Omnibus verfehrend, bald aus der unterirdischen Eisenbahn an unrichtiger Stelle aussteigend, und trotz aller Conversationsstunden daheim der Sprache doch nicht mächtig! — Abgehert wie ein mildes Wild und doch selbst auf der Jagd — auf der Jagd nach einer Stelle.“

Sie mochte meinen traurig fragenden Blick verstehen. „Meine Mutter, meine kleinen Geschwister unterstützen zu können,“ fuhr sie fort, „gab ich meine Lehrerinnenstelle in Deutschland auf. Ich hatte harte Arbeit, aber wenn Stunden und Correcturen beendet, war ich frei; hier bin ich's nie! Dort war meine bescheidene Stellung geachtet, und hier —? Aber die Stadt zahlte mir jährlich nur 350 Thlr.; davon konnte ich für mich allein kaum anständig leben; an Ersparnisse für mein Alter oder die Meinen war nicht zu denken! Aber in allen Ferien konnte ich bei ihnen sein, und jetzt — jetzt muß ich noch heim schreiben, um Geld von ihnen zu erbitten.“ — Erregt legt sie die Hände vors Gesicht und suchte vergeblich das Weinen zu bekämpfen.

Ueber solche undamenhafte Scenen, solch sentimentales Wesen spöttelnd wendet die englisirte Gouvernante sich ab. Die Uebrigen verhalten sich schweigend. Auch sie mögen ähnliche Kämpfe einst durchgemacht haben!

Da tritt eine freundliche Dame ins Zimmer: „Wie? Traurige Gesicht, wenn ich gelegte Morning Governess von meinen ungezogenen Schülern heimkomme? Das dulde ich nicht. Sehen Sie, meine Damen, hier ist die „Times“, da winnelt's heute von Stellenangeboten; da die „Daily News“ und „Telegraph“ und sie breitet auf Tisch und Kamintisch alle die neuen Blätter aus, die sie für's allgemeine Wohl vom kleinen Zeitungsjungen erstanden, der seiner Gön-

nerin allabendlich schon harret. „Für Sie, Fräulein,“ sagt sie leise zu der Schluchzenden, „habe ich noch etwas ganz Besonderes! Ich kam durch Harley-Street und schaute dort in englischen Home ein, die ausliegenden Vacanzenlisten für Sie einzusehen. Da war eine Stelle, ganz wie für Sie geschaffen. Ich kenne die Dame; morgen fahren wir zu ihr, und schnell ist Alles abgemacht. Sie werden einander schon gefallen! Nur guten Muth!“

„Ei sieh da, ein neuer Ankömmling!“ beantwortete sie mit herzhaftem Händedruck meine stumme Verbeugung. „Aber da läutet die erste Glocke zum Dinner; es ist gleich 7 Uhr, schnell hinauf in unsere Schlafzimmern, ein wenig Toilette zu machen! Nach Tisch zeige ich Jedem, der Lust hat, die neue Spitzenarbeit. Die englischen Damen sind davon entzückt. Sie können damit Furore bei ihnen machen! — Vorher aber will mir vielleicht Jemand seine französischen oder englischen Briefe zur Durchsicht anvertrauen? Die englischen Damen sind für kleine Versehen sehr empfindlich, wie Sie wissen! Geben Sie getrost her, und klingen Sie dann dem kleinen Pagen, daß er schnell noch Ihre Briefe in den Kasten wirft und während des Dinner nach unserm Kaminfeuer sieht. — Hernach setzen wir uns gemüthlich um dasselbe und lesen die deutschen Journale, die Sie heute von Hause erhalten, oder wir machen Pläne für das nahe Weihnachtsfest. Einen grünen deutschen Tannenbaum müssen wir haben, so groß und voller Licht, daß all der englische Nebel vor ihm weichen soll!“

Und wie ein freundlicher Lichtstrahl, wie ein frischer Luftzug weht es schon jetzt durch das ganze Home. Gott segne Dich, mußte ich denken. Möchten viele Dir gleich sein, — auch die fernste Ferne könnte uns dann zum Heim werden!

Hieroglyphen.

Wir bringen die Bezeichnung, die der Künstler seiner launigen Schöpfung, der nur zögernd als Unter- und Ueberschrift. Denn da der Gegenstand des Bildes in das Amtsgebiet des deutschen allberehnten General-Postmeisters gehört, setzt uns das Fremdwort doppelt in Verlegenheit. Einigermaßen beruhigt der Umstand uns, daß auch eine deutsche Postbehörde selbst, wenn sie den Vorgang dieses Bildes schildern würde, um ein Fremdwort, nämlich Adresse oder Adressat, schwerlich herumkommen könnte. Wir aber wollen eine zweite Sprachsünde vermeiden und nur gleich eine allgemeine Anwendung hersehen: Schreibt den Benannten auf dem Briefumschlag immer deutlich! So lockend die Gelegenheit ist, hier vom deutschen Briefträger zu reden, widerstehen wir ihr, denn seine Geschichte ist deutlich aus dem ehrlichen Gesicht in unserer Zeichnung zu lesen. Wohl aber möchten wir, daß ein berufener Dichter den wahrhaft dichterischen und unendlich dankbaren Stoff ergriffe, daß endlich einmal das Lied von diesem „braven Mann“ gesungen würde.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 18.

S U L L A
U N I O N
L I N G G
L O G I S
A N G S T

Auflösung der Charade Seite 18.

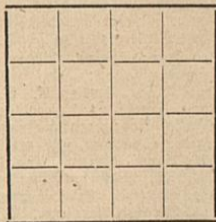
„Nochzeit“.

Auflösung des Rebus Seite 18.

„Arzneimittel“.

Buchstaben-Räthsel.

Es sollen in untenstehendes Quadrat die Buchstaben: a, a, a, a, g, g, m, m, o, o, r, r, r, r, s, s zu vertheilt werden, daß in jede der vier Reihen ein Wort, das aus vier Buchstaben besteht, zu stehen kommt. Das erste verheißt schnell und erstet doch mit jedem Jahre wieder. Das zweite ist eine stolze Stadt, die oft dem Untergange nahe gewesen und doch nie untergegangen ist. Das dritte ist der einzige der heidnischen Götter, der dem allgemeinen Untergange derselben entgangen ist und noch jetzt seine Herrschaft behauptet. Dem vierten war jüngst der Untergang geschworen, es ist aber trotzdem nicht untergegangen und so bleibt es fürs erste das Symbol des Unterganges.



Wird die Aufgabe richtig gelöst, so kann man die Worte 1. von links nach rechts, 2. von oben nach unten, 3. von rechts nach links, 4. von unten nach oben lesen, nur daß in den beiden letzten Fällen die Worte natürlich in umgekehrter Reihenfolge erscheinen.

Correspondenz.

Wiener Abonnent 116. — Vertha M. in W. Praktische und kostlose Töpfchen zum Anfeimenlassen von Sämereien geben die Eierchalen ab. Man macht eine kleine Oefnung an dem ganz gebliebenen Ende der Eierchale, füllt dieselbe mit Erde an, legt in jede ein bis zwei Samenkörner, schreibt mit Bleistift den Namen der Pflanze auf die Schale und garnirt mit diesen Samenkörnern ein mit Asche oder Sägespänen gefülltes Kistchen. Ist das Kistchen verfertiget, so löst man die Schale langsam los und setzt Erde und Pflänzchen in Töpfe oder in den Garten. — Zur Vertilgung von Blattläusen auf Zimmerpflanzen bestaunt man letztere mit Schnupftabak oder begießt sie mit einem Abkud von Tabakrauchen, Cigarrenstummeln oder Blättern von ordinärem Tabak; letzteres ist auch geeignet die kleinen Fadenwürmer in der Gartenerde zu tödten. — Fr. G. in B. — Sparsame Hausfrau in W. Das beste Mittel, das Eingeben der Wollstoffe in der Wäsche zu verhindern und sie andererseits schon rein zu waschen, ist die Verwendung von Salmiakgeist anstatt der Seife. Man verfährt folgendermaßen: Die Wollstoffe werden in Wasser, so heiß, als es die Hand daru ertragen gewöhnet; diesem Wasserversetzt man auf je 10 Liter 2 bis 3 Loth gewöhnlichen Salmiakgeist hinzu. Farbige Stoffe, hauptsächlich rüthgefärbte Wollenzüge, werden nach dem Ausspülen einige Zeit in Wasser

gelegt, welches durch Zusatz von Essig sauer gemacht wurde; es tritt dadurch die ursprüngliche Farbe wieder hervor. Die Wollfäden dürfen nur leicht ausgedrückt und bei mäßiger Wärme getrocknet werden. — Zur Entfernung von Silberflecken (Höllensteinflecken) aus Wäsche taucht man die Flecken in eine gefärbte Lösung von möglichst neutralem Chlorlupfer (diese Lösung kann in der Apotheke bereitet werden) und läßt das Mittel einige Minuten einwirken, je nach der Stärke des Fleckens. Schließlich reibt man den Flecken mit einem in eine gleiche Weise Mischung von Wasser und Ammoniak getauchten Krystall von unterchlorigsaurem Natron (Antichlor) ab und spült aus. Bei sehr dunklen Silberflecken muß das Verfahren wiederholt werden. — Das Waschen und Steifen weißer Seidengewebe ist auf Seite 334, Jahrg. 1875 (Chiffre: S. D. in G.) ausführlich beschrieben. — Zum Selbstfärben seidener Bänder etc. lassen sich die Anilinfarben sehr gut gebrauchen. Bei J. C. F. Schwärze, Berlin, Leipzigerstr. 112, erhalten Sie Farbeneccessaires zum Auffärben kleiner Gegenstände in verschiedenen Farben. — W. B. in Berlin. Auf Blech, welches mit weißem Lack überzogen ist, haftet nur eine Lack- oder Oelfarbe; dergleichen Farben erhalten Sie in Drogenhandlungen, z. B. bei Fr. Christoph, Berlin, Mittelstr. 11. — W. B. in Sch. (Hollstein). Haarereugnisse Mittel gibt es nicht. Paul Kneifel's sogen. Haarereugnisse enthält Chinatinctur, woblriehenden Spiritus (sogen. Hoffmann'schen Lebensbalsam) und Zwiebelasche, also längst bekannte unschuldige, aber auch an der Haarereugnisse unschuldige Mittel. — C. S. in S. Wir haben Ihren Vorschlag dem Fabrikanten unterbreitet. — Paula in B. Der Sammet ist verbrannt und da kann kein Appreturmittel mehr helfen! — Abonment in Breslau. — v. P. in D. Ein mit „Vegetabilischer Haarbalsam“ bezeichnetes Saarfärbemittel wird von Maxquart in Leipzig fabricirt; dasselbe enthält Blei und sein Gebrauch ist gefährlich, ein gleichnamiges Mittel, von der Firma Treu und Auglich bereitet, ist uns noch nicht vorgekommen, ebenso wenig der gleichnamige Schott'sche Haarbalsam. — S. M. in H. Ein wirksames Mittel bei Frostbeulen ist eine Lösung aus 1 Theil Zinn in 5 Theilen Glycerin; es sind damit täglich einmal die betreffenden Hautstellen zu bestreichen. Rhien's Mittel gegen Frost ist unter Chiffre L. G. in B. auf Seite 102, Jahrg. 1875 des Bazar mitgetheilt. — S. in S. Gegenstände aus Hirschleder wäscht man mit sehr viel Seife in hartem Wasser, spült in ebenso warmem Wasser nach und trocknet sie nach an einem luftigen, mäßig warmen Ort. — R. N. — P. G. in B. Die Adresse lautet: Kopenhagener Lederfabrik in Kopenhagen. An der betreffenden Stelle (Bazar 1875, S. 216) sind mehrere Fabriken angegeben, welche Lederarbeiten verarbeiten. Vielleicht lassen sich Glaeleder-Abschnitte auch zu Lederverzierungen (Blumen, Schlüssel, Schlüssel etc.) verwenden; darüber wird Ihnen die Fabrik von Schmitz u. Thomas in Oberfeld Auskunft geben können. Leimfabriken im westlichen Deutschland sind u. A.: F. Winter, sowie Steinhäuser u. Petri in Offenbach a. M.; L. Lyon u. Söhne in Michelstadt (Hessen); Actienfabrik für Gelatine und Leimfabrication in Höchst a. M.; Cornelius Heil in Worms u. A. Alles Andere werden Sie am besten durch Anfragen bei den genannten Fabriken erfahren. — Ein haltbarer Kitt für eine Alabaster-Boje besteht in dem bekannten, frisch zu verwendenden Gemisch aus frischem Käse und gelöstem Kalk. — Stanniolabfälle werden vom Hingießer gekauft. — C. W. in B. Haararbeiten werden gut und preiswürdig von Frau C. Weinert, Berlin, Wilhelmstr. 4, verfertigt. — Th. B. in N. Die in den weichen Marmor eingebrungenen Eisenflecke sind durch chemische Mittel nicht fortzuschaffen, denn alle solche Mittel, welche den Eisenoxyd lösen, wirken auch den Marmor angriffen und äßen. Es hilft in diesem Falle eben nur Abschleifen. — F. N. in S. Ueber das Teste du Muthjah'sche Verfahren zum Weichen von Seinen und Garnen mit übermangan-saurem Kalz ist unseres Wissens kein selbstständiges Buch erschienen; beschrieben finden Sie das Verfahren in Jacobson's chemisch-technischem Repertorium, Jahrg. 1867, I. Halbjahr, Seite 1. Neuere Versuche mit dem Weichen solcher Garnen mit übermangan-saurem Kalz sind von dem chemischen Fabrikant auf Actien (vorm. C. Schering) in Berlin angestellt worden; Näheres dürften Sie durch eine Anfrage bei dieser Fabrik erfahren; letztere stellt das übermangan-saure Kalz seit langer Zeit im Großen dar. — Abonment in L. Welche Stachelnarten in den Berliner Wäschefabriken verwendet werden, wissen wir nicht, aber sicher ist es, daß die zur glänzenden Appretur geeignete Stärke die Keisstärke ist. — J. C. in C. Das Trocknen der Blumen und Wänter unter Weibehaltung von Form und Farbe ist im Bazar, Jahrg. 1872, Seite 360 (Chiffre L. W. bei Katal) eingehend beschrieben worden. Es existirt darüber auch ein selbstständiges im Jahre 1875 in Leipzig (A. Menzel's Verlag) herausgegebenes Schriftchen von Therese Kollmann, betitelt: „Anleitung zum Conserviren von Pflanzen“. — S. St. in St. A. 1. Sie irren, das Thymol ist nicht zu Ende 1874 entdeckt, sondern bereits vor mehr als zwanzig Jahren aus dem Thymianol dargestellt worden, auch hat der Bazar bereits vor mehreren Jahren schon die nach Vorschrift des Dr. Cornelius von der grünen Apotheke in Berlin bereitete Thymolseife als kosmetisches Mittel empfohlen. Wir werden Gelegenheit nehmen, ausführlich über das Thymol, seine Wirkung und Verwendung demnächst zu berichten. 2. Das Tragen der Papierwäsche wird von der Mode nicht berührt; einen wie großen Consum dieser Artikel bereits erlangt hat, mögen Sie aus mehreren Notizen über die Papierwäsche auf Seite 357, Jahrg. 1874 des Bazar ersehen. 3. Es gibt keine „beste“ Nähmaschine; aber viele gute. 4. Sozobont ist, wie wir früher schon bemerkt, im Wesentlichen ein parfümirter theurer Seifenspiritus. 5. Das Mittel „Franzbranntwein und Salz“ hat einmal auch bei uns sich großer Popularität erfreut; es ist ziemlich überflüssig, die Haut nimmt nichts davon auf und es wirkt auch ohne Salz jeder Spiritus in gleicher Weise wie der Franzbranntwein. Ob das Salz Steinalz oder „Büneburger Salz“ ist, ist völlig gleichgültig. — Abonment in Weidenbach. Der Kesselfein, welcher sich aus hartem Wasser in den Kochgeschäßen absetzt, besteht entweder aus Gyps oder aus tolsäurem Kalk; im letzteren Falle löst er sich leicht in verdünnter Salzsäure auf, Gyps (schwefelsaurer Kalk) löst sich schwieriger darin. War das Kochgeschäß von Metall (Theekessel), so erhit man es trocken recht stark und spürt dann kaltes Wasser hinein; der Kesselfein erhält dann viele Risse und löst sich leicht mechanisch fortbringen. — Leopoldine Linz. Das salbenartige Bohnerwachs wird seit alter Zeit und in allen Recepten durch Verreiben von Wachs mit Pottasche, wie wir das auch angegeben, hergestellt. Man kann auch aus dem Wachs durch Zusammenschmelzen mit Terpentinöl oder Petroleum eine Wachs-salbe erhalten, welche durch Auftragen und Glanzendreiben denselben Zweck erfüllt, wie das sogen. Bohnerwachs, aber der starke Geruch solcher Lösungsmittel verhindert deren Verwendung hierfür. Gutes Bohnerwachs erhalten Sie käuflich bei A. Herrburger in Penzig bei Wien. — Costillon. Goldbronze-Retten an Ledergürteln müssen mit Wienerlack und etwas Salmiakgeist vorgeputzt, mit reinem Wienerlack nachgeputzt werden. Für Ihre zweite Frage bebauern wir kein Mittel angeben zu können — es existirt kein solches.

Anfragen. 1. Haben sich die Linoleum-Korktypische und Läufer in der Pragis als dauerhaft bewährt, und welches ist eine billige und reelle Bezugsquelle derselben? — Abonment in Z. 2. Wie wird das von den Zahnärzten zum Plombiren der Zähne verwendete Schwamm- oder Krystall-Gold dargestellt?

Abonment in Augsburg. 3. Welches Appreturmittel wird in englischen Strohhutfabriken angewendet? Das englische Appret ist weich, während das der deutschen Fabriken hart ist. — J. N. in Wien. 4. Wo bekommt man gepresste Torfplatten für Insektenkasten zu kaufen? — Ph. W. S. in F. 5. Wie bereitet man Fisch- und Marber-Witterungen? — C. v. G. in W.

Antworten. Zu Frage 14, Jahrg. 1875. Porzellan-Puppenköpfe schützt man vor dem Zerbrechen dadurch, daß man sie recht fest mit Watte oder mit Zeuglappen ausstopft. — v. J. 3. Zu Frage 27, Jahrg. 1875. Dampfwäschereien richtet Hr. Ingenieur Karl Böckner in Wien, Wieden, Schmiedegasse 5, II, ein.

St. N. in Wien. Zu Frage 26, Jahrg. 1875. 1. Um ein Anar um wasserdicht zu fitten, benugt man Mennigekitt. Derselbe ist käuflich zu haben, doch kann man ihn auch selbst bereiten, indem man Mennige, gepulverte Schlemmetreibe und Leinöl zu einem Kitt zerreibt. Die Hände sind von diesem Kitt leicht zu reinigen, wenn man sie zuerst mit Petroleum abreibt und dann mit warmem Wasser und Seife wäscht. — U. B. in B. 2. Man bereitet aus Mennige und einer Mischung von 3 Theilen geochtem Leinöl und 1 Theil Siccativ einen dicken Teig. Statt der Mennige kann man auch braun gebranntes Bleiweiß nehmen. Die zu fittenden Theile müssen vorher gut ausgetrocknet werden. — C. Sch. in B. — G. T. in T.

Notiz.

Den der heutigen Nummer beiliegenden Prospect der Grote'schen Verlagsbuchhandlung hier, betreffend Walter Scott's Werke. Neue illustrierte Ausgabe, empfehlen wir geneigter Beachtung unserer Leserinnen.

Die nächste Nummer erscheint am 31. Januar. Da der Bazar vierteljährlich, wie bekannt, nur 12 Mal erscheint, das Quartal aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird. Die Expedition des Bazar.

Neueste Romane [380]

aus dem Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Belot, „Artifel 47“. 2 Bände. Preis brosch. 6 M., fein geb. 7 M.
 Detlef, „Die geheimnisvolle Sängerin“. Novelle. Preis brosch. 4 M., fein geb. 5 M.
 Dewall, „Die Hohenstaufen“. 3 Bände. Preis brosch. 5 M., fein geb. 6 M.
 Gaboriau, „Zwölf Millionen“. 3 Bände. Preis brosch. 9 M., fein geb. 12 M.
 Hackländer, „Verbotene Früchte“. 2 Bände. Preis brosch. 6 M., fein geb. 7 M.
 Horn, „Der Schatz v. St. Simmesport“. 4 Bände. Preis brosch. 12 M., fein geb. 14 M.
 Justus, „Diana“. 3 Bände. Preis brosch. 9 M., fein geb. 12 M.
 Rank, „Der Seelenfänger“. Preis brosch. 3 M., fein geb. 4 M.
 Wachenhusen, „Im Bann der Nacht“. Preis brosch. 4 M., fein geb. 5 M.
 Wachenhusen, „Eine Geborene“. Preis brosch. 4 M. 50 A., fein geb. 5 M. 50 A.

Ferner erschienen in neuer Auflage:
 Detlef, „Zwischen Vater und Sohn“. Zweite Aufl. 2 Bde. Preis br. 6 M., fein geb. 7 M.
 Dewall, „Der Alban“. Zweite Aufl. Preis brosch. 4 M. 50 A., fein geb. 5 M. 50 A.
 Grosse, „Der Stadtenge“. Zweite Aufl. 2 Bde. Preis brosch. 6 M., fein geb. 7 M.
 Hackländer, „Küssen“. Zweite Aufl. 3 Bde. Preis brosch. 9 M., fein geb. 12 M.
 Hopfen, „Der grüne Freund“. Zweite Aufl. 4 Bde. Preis brosch. 15 M., fein geb. 17 M.
 Wachenhusen, „Des Herzens Goltgatha“. Zweite Aufl. 2 Bde. Preis br. 6 M. f. geb. 7 M.

Die zweite Lieferung
 unseres neuen Prachtwerkes
DIE SCHWEIZ
 von Dr. Gsell-Fels

mit 360 Illustrationen von berühmten deutschen und schweizerischen Künstlern ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.
 Preis 2 Mark pro Lieferung.
 Bei Bestellungen bitten ausdrücklich
 „Die Schweiz von Gsell-Fels“
 zu verlangen.
 Friedr. Bruckmann's Verlag
 in München und Berlin. [376]

Im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart ist soeben erschienen:
Gregor Samarow,
 Kreuz und Schwert. Vierte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen“. 4 Bände. Eleg. broschirt. Preis 18 M.
 Früher erschienen schon von demselben Verfasser:
 Um Szepter und Kronen. 4 Bände. Eleg. broschirt. Preis 18 M.
 Europäische Minen und Gegenminen. Folge von „Um Szepter und Kronen“. 4 Bände. Eleg. broschirt. Preis 18 M.
 Zwei Kaiserkronen. Dritte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen“. 4 Bände. Eleg. broschirt. Preis 18 M.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig. [373]

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:
NEUE RAETHSEL [367]
 von Philipp Tagfey.
 Preis brosch. 1 Mark 20 Pf., eleg. cart. 1 M. 50 Pf.
 Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

B.F. HALLER in BERN

Dritte Auflage!
 Soeben erschien und erregt
 Genation:
Sacher Masoch,
 Die
Ideale unserer Zeit.
 Roman in 4 Bänden.
 Eleg. geb. Preis M. 12.—
 Wird demnächst in Paris
 unter dem Titel: Le veau
 d'or ausgegeben.
 Vorräthig in jedem Leih-
 zirkel, jeder Buchhandlung und Bibliothek.

Ueber diesen epochemachenden Roman, von welchem eine Seltenheit in der deutschen belletristischen Literatur — binnen 2 Monaten die 3. Auflage erschienen, schreibt ein kompetenter Beurtheiler, Adw. Storch, an seinen Freund O. v. Corvin folgendermaßen:
 „Lieber Freund! Ich bin pflichtig wie vor den Kopf geschlagen. Ich fahre wie an den Stufen geklimmt, brennend auf das Buch Sacher Masoch's. Wie hat mich ein Roman so angeregt, ergriffen, bezaubert. Das ist die merkwürdigste poetisch-literarische Schöpfung unserer Zeit. Möglich 3 Uhr Nachmittags fehlt der ganze 9. Bogen des 3. Buches von Seite 128 bis 145. Ich suche wie toll im ganzen Buche — vergebens! Der Bogen fehlt. Ich denke ich muß außer mir werden vor Aerger. — So bitte ich Sie denn, lassen Sie so schnell als möglich mit dem Bogen vom Verleger (B. F. Haller in Bern) kommen. Sacher Masoch, Die Ideale unserer Zeit, 9. Bogen des 3. Buches.
 Wenn ich das Ganze gelesen habe, schreibe ich Ihnen mein ausführliches Urtheil. Vor der Hand nur: Dieser Roman ist meiner Uebersetzung nach ein Meisterwerk, wie seit Göthe's Werther keines erschienen ist. Ihr
 Kreuzwertheim, 28./11. 1875.
 Ludwig Storch.“

Dr. Giersdorf, homöop. Frauenarzt,
 Berlin, Zimmerstr. 53. Ausw. briefl.

Kunst-Mieder s. tadelloser Maskierung hoher Schulter u. Hüfte, zur Verschönerung normaler Taille und Körperform, ohne Polster noch Stahlstäbe, bequem, leicht und dauerhaft. Zu schöner Haltung prakt. Einrichtungen. — Für korpolente Damen äusserst bequeme u. gut sitzende Corsets nach Maass gefertigt.
 Frau Therese Franz, Berlin, 381 jetzt Zietenplatz 66. 1. Etage.

Salicylsäure-Präparate
 von Ernst Jebens,
 Hof-Apotheker BADEN-BADEN.
Mundwasser und Zahnpulver.
 Diese Präparate werden wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften von ersten Autoritäten der Zahnheilkunde bestens empfohlen und sind in allen renommierten Apotheken u. Parfümeriehandl. zu haben.
 In Berlin bei Franz Riedel, Schweizer-Apotheke, Friedrichs-Strasse 173. [360b]
 Preise: Mundwasser pr. Flasche 2 M. — Pf. pr. Doppelflasche 3 M. 50 Pf.
 Zahnpulver 1 Schachtel 1 M. 25 Pf.

Biographische Skizze
 der rühmlichst bekannten schwedischen
 Roman Schriftstellerin
Emilie Flygare-Carlén
 nebst einer Charakteristik ihrer Schriften mit
 Inhaltsübersicht und Preisangaben zur Orientirung. Gratis und franco zu beziehen von der
 Französischen Verlags-Handlung in Stuttgart.

Zweites Tausend.
„DIE JAGD.“
 Charact. Tonstück f. Piano
 von Fr. Spindler.
 Oper: 295. Preis: Mark 2.
 Nach dem Huzarenritt die beliebteste
 Composition Spindler's. Bei Einsendung
 des Betrags versende franco.
 379] Hugo Thieme in Kiel.

Gelegenheits-Gedichte
 für die Jugend
 von Sofistic Kosch.
 5. Auflage.
 S. A. Kern's
 Verlag
 (Mag. Müller)
 in
 Breslau.

Wie die Kinder Glück wünschen!
 In elegantem
 farbigen
 Umschlag;
 brosch. 1 Mark,
 geb. 1 Mark 20 Pf.
 Vorräthig [375]
 in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von Friedrich Andr. Perthes
 in Gotha erschien soeben: [372]
Wachen, G. v. Versen. Reine. M. 2.40, geb. M. 3.60.
 Briefmarken [H. 368]
 verkauft, kauft
 Ernst Petrik, Chemnitz.

Grünjast.
 Gegen Keuchhusten gab es noch kein Mittel.
 Hilft allein in 8 bis 14 Tagen zu 90%. Dieses
 Hustenmittel auch bei Lungenleiden, selbst Blut-
 husten, à Fl. 3 M. Depot, Engel-Apoth. Leipzig.

Neu! Neu!
Taschen-Schnellkoch-Apparat
 zur augenblicklichen Bereitung von Café,
 Thee, Beefsteak etc.! Die Einrichtung ist
 derartig, dass der Apparat bequem in der
 Tasche zu tragen, und innerhalb weniger
 Minuten bis 4 Liter Café erzeugt. [378]
 Preis nur Mark 3.
 H. Schönfeldt, Berlin, Leipzigerstr. 194.

**Patent-Petroleum-
 Sturm-Laternen.**
 Erlöschen nie beim grössten
 Sturm! Flamme hell wie
 Gaslicht! Ohne Cylinder zu
 brennen! Können niemals
 explodiren! Sind mit Schutz-
 gitter versehen! Solideste
 und sauberste Ausführung!
 Preis: 1 1/2 Thlr. Kiste 1 1/2 Sgr.
 Petroleum. [317]

Koch-Apparate,
 absolut geruchlos u. ohne
 Blak oder Qualm zu verursachen! Jede Speise, Braten
 etc. kann hierauf bereitet
 werden! Solide und sauber
 gearbeitet! Apparat mit
 1 Kochlochl incl. 2 Geschirren
 2 1/2 Thlr., Apparat mit
 2 Kochlöchern incl. 3 Ge-
 schirren 4 1/2 Thlr. Grössere
 mit 3 und 4 Kochlöchern
 verhältnissmässig theurer.
 H. Schönfeldt, Fabrikant,
 Berlin W.,
 Leipziger Strasse 134.

Bazar de Voyage,
 J. Demuth, Hoflieferant,
 Berlin C., Schlossfreiheit 1.

**Fabrik und größtes Lager von Reise-
 Effecten und feinen Lederwaren.**
 Empfiehlt sich den geehrten Damen zur ge-
 schmackvollen Garnirung von Handarbeiten
 in diesem Genre. [11]

H. Lisser Wwe,
 Berlin, Zügerstr. 42,
 empfiehlt
**lange Corsets für Panzerstücken,
 Jupons und Courures**
 in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]

Schönheit und Frische des Teints.
Eau de Lys de LOHSE,
 Schönheits-Essen-Milch,
 erprobt u. anerkannt von allen berühmten
 Doctoren, medicin. Fakultäten, Damen
 und Herren, als das einzig bewährte
 Schönheits-Mittel, welches Sommer-
 sprossen, Sonnenbrand, Kupferröthe,
 gelbe Flecke, Flechten etc. unter Garantie
 entfernt, die Haut weich, geschmeidig
 macht und derselben ein jugendliches,
 frisches, gesundes Aussehen verleiht. In
 Originalflaschen à 2 Fl. u. à 1 Fl.,
 à 5 fl. u. à 2 fl. 50 fr.
LOHSE, Hoflieferant, Parfümerie,
 Berlin, 46. Zügerstrasse 46. [77a]
 Wien: bei sämmtlichen Apotheken.
 Pest: Apoth. Joz. v. Török.

Das Geheimnik
 eine Tasse Kaffee von demselben
 vorzüglichen Geschmack und der-
 selben prachtvollen Farbe, wie man
 sie in Wien, Prag und in den böhmischen
 Bädern trinkt, herzustellen, be-
 ruht einfach darauf, daß man dem
 Vohnkaffee eine Kleinigkeit **Otto
 G. Weber's Feigenkaffee** zusetzt.

*) Rühmlichst empfohlen vom „Sazar“,
 „Heber Land und Meer“ u. s. w. als das
 feinste Präparat dieser Art. — Preis à Pfd.
 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund
 Zuluendung franco. — Zu haben in der
 Fabrik von Otto G. Weber in Berlin,
 S. O., Schmidstraße 31. [330]

Ein einfaches Mittel,
 welches bei Husten, Heiserkeit etc.
 fast in jedem Falle wirkt, sind
**Otto G. Weber's orientalische
 Feigen-Caramellen***, bereitet aus
 den feinsten Smyrna-Feigen.

*) Von Aerzten vielfach empfohlen.
 Preis à Carton 50 Reichspennige. —
 Aufträge auf 6 Cartons werden franco
 expedirt. — Zu haben in der Caramellen-
 Fabrik von Otto G. Weber, Berlin S. O.,
 Schmidstraße 31. [333]

Die Cellulosefabrik zu Königsstein i. S. er-
 laubt sich, auf ihre neuerfundnen und unter
 Anleitung höherer Medicinalbeamten und
 Aerzte hergestellten
Sanitäts-(Einlege)-Sohlen
 aus Cellulose aufmerksam zu machen.
 Dieselben sind für jede Art Fußleiden voll-
 kommen passend, geben dem Fuß eine stets
 gleichmäßige Wärme, schmiegen sich demselben
 genau an, verabschieden sich nicht und halten
 Kälte, Staub und Schmutz von Fuß und Beinen
 durchaus fern.
 Für Personen, welche an Fußleiden leiden,
 liefert genannte Fabrik unter wissenschaftlicher
 Genehmigung der größten Autoritäten der
 Medicin und Chemie dieselben Sanitäts-Sohlen
 mit
Salicyl-Säure
 getränkt, welche letztere den Fußschweiß — nicht
 etwa vertreibt — aber vollständig geruchlos
 macht. In jeder Hinsicht sind beide Sorten
 Sanitätssohlen das Vorzüglichste und Zweck-
 mäßigste, was bisher in diesem Genre herge-
 stellt wurde und ist durch deren Fabrication
 das Problem gelöst: eine für jeden Fuß passende
 und praktische Einlegesohle zu schaffen.
 Folgende Herren haben bisher General-
 depots von uns erhalten:
 Eduard Jenke & Co., Dresden A. S. Schöler,
 Prinzessinnen-Strasse 22. I., Berlin. Albert
 Prager, Leipzig. Vogenhardt & Deier, Erfurt.
 J. P. Riegler, Stodholm. Israel Neumann,
 Polen. Otto Buße, Stettin. Joh. Kloubert,
 Cottbus. R. Th. Bübber, Lauenburg a. E.
 H. C. Lange, Schwerin. Ernst Knoke, Wolfen-
 büttel. Emil Dienert, Bernburg. C. Wiffarth,
 Rheyt. Rheinprov. Max Kichenbach, Sera-
 hng Schmidt, Stuttgart. Fidelis Palme,
 Wernsdorf i. Böhmen. F. Ferrero & Co.,
 Turin. Eduard Zing, Triest,
 welche Herren in ihren respectiven Provinzen
 überall auch Detailverkäufe einrichten. [340]

In die geehrte Damenwelt Wiens.
 Einem solchen und gebildeten Familienkreise
 angehöriges Fräulein, in allen weiblichen Ar-
 beiten, namentlich im Kleidernähen routinirt
 und speciel taufmännlich gebildet, sucht eine
 angenehme Stelle in Wien. Gefällige Offer-
 ten unter Chiffre A. Z. übernimmt [377]
 R. Germar's Buchhdlg. in Zumbühlau.

Neue Erfindung!! [371]
Kleiderschoner
 in schwarz, grau und braun.
 Derselbe schützt Schnur und Stoss-
 kante des Kleides gegen Staub und
 Schmutz und spart deren öftere Er-
 neuerung. Preis pr. Dtzd. 9 Mark
 gegen Einsendung oder Nachnahme.
WOLFF & COHN,
 Posamentier-, Weisswaren- und
 Seidenband-Handlung in Stettin.

Die so schnell beliebt gewordenen
Japanischen Gardinen und Tapeten,
 ausgezeichnet durch grösste Haltbarkeit, überraschende Schönheit
 der Muster und Farben bei überaus billigen Preisen und täuschend-
 ster Nachahmung aller Arten gewebter Stoffe, empfiehlt das
 General-Dépôt für Deutschland [45]
A. & C. Kaufmann,
 Berlin W., 37. Kaisergallerie.

Ueber Spielwerke.
 In dieser Zeit, wo der Handel flodert, Verluste und Unannehmlichkeiten jeder Art das
 Leben verbittern, wo man an seinen Freunden die traurigsten Erfahrungen macht, wo die
 hingebende Liebe nicht erwidert, oft mit Untreue vergolten wird, daß man über all dem
 seine Ruhe und seinen Frieden verliert, in dieser Zeit der Enttäuschungen sucht sich Jeder
 nach Etwas, das ihm dafür Ersatz bieten könnte, dieses Etwas wird Euch geboten, legt
 Euch in den Besitz eines
Musikwerkes.
 Dieselben werden von J. S. Heller in Bern in einer Vollkommenheit geliefert, daß sie
 jedem, der einigermaßen Freude an Musik hat, für oben Gekagtes Ersatz bieten, da selbigen
 ein zauberhaftes Leben inne wohnt. Auf der Weltausstellung in Wien erregten seine in
 seinem von ihm erbauten Pavillon aufgestellten Spielwerke durch ihre Tonfülle, Reichhaltig-
 keit und harmonische Vollendung ihrer abwechselnd erklingenden und heitern Melodien das größte
 Aufsehen und lenkten fortgesetzt die allgemeine Aufmerksamkeit des musikalischen Publicums
 auf sich, und wurde Herr Heller für seine Leistungen auch mit der **Verdienstmedaille** aus-
 gezeichnet.
 Kein Gegenstand, noch so kostbar, ersetzt ein solches Werk, liebt jemand, so schenkt der
 Wahl Eures Herzens ein solches, was Worte nicht vermögen, vermag dasselbe ganz gewiß.
 Dem Leidenden, dem Kranken gewähren sie Lestreuung, unterhalten, machen vergessen,
 und vergegenwärtigen die Erinnerung an glückliche Zeiten. Auch eine löbliche Idee ist es
 von vielen der Herren Wirthe, daß sie solche Werke zur Unterhaltung ihrer Gäste sich an-
 schaffen, und erweist sich auch deren praktischer Nutzen auf's Evidenteste, da natürlicherweise
 diese stets dahin wiederkehren, wo sie Gelegenheit haben, solche Werke zu hören, — ein Wind
 für diejenigen, die es bis dahin unterliegen — Und nun für Weihnachtsgeschenke, die Euch
 oft so viel Kopfzerbrechen machen, — was kann der Gatte der Gattin, der Bräutigam der
 Braut, der Freund dem Freunde willkommeneres schenken? Diese helfen Euch aus allen Ver-
 legenheiten; es sind Gegenstände, die stets an den Geber erinnern und ihn lieb und unver-
 gesslich machen.
 Um überzeugt zu sein, ein Werk von Heller zu erhalten, ist es am rathsamsten, sich
 direct an das Haus selbst zu wenden, jedes seiner Werke trägt seinen Namen.
 Mühseliger Preis-Courante werden Jedermann zugesandt, und jeder Auftrag auch auf
 das kleinste Werk sofort ausgeführt. [360]

Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche
 für
Herren, Damen u. Kinder
 aus der Fabrik:
MEY & EDLICH,
 Leipzig.

hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch
 ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die ausserordentliche Bequemlichkeit, welche sie
 Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättenlassen fällt ganz weg), und
 ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft,
 und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt. —
 Die Papierwäsche mit vollständigem Leinenüberzug (Linen-cloth) ist das Vorzüglichste,
 was bis jetzt geleistet worden ist. Es werden
Kragen, Manschetten u. Chemisettes
 in weiss, farbig u. mit Leinenüberzug
 für Herren, Damen und Kinder fabrizirt.
**Der illustrierte Detail-Preis-
 Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten.**
 Versandt nach allen Ländern. — Wiederverkäufern Rabatt.
 Briefe sind zu richten an **Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.**

Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke be-
 zeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten
Fabrik von Ph. Sudjard
 in Neuchâtel (Schweiz)
 findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der
 stets steigende Absatz beweist dafür den besten Beweis. [184a]
 Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter Phantasia-
 schachteln m. Chocolate wird noch ganz besondres Ansehen gemacht.
 Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency. [360]

Sartenstein'sche Leguminose (Kraut-Fuppen-Mehl),
 !!!Kein Geheimmittel!!!
 rühmend anerkannt in der Berliner klinischen Wochenschrift, dem Leipziger
 Jahrbuch für Kinderheilkunde, der Wiener medic. Anzeig., Rundschau und an-
 deren universitären Zeitschriften, — analysirt und äusserst günstig beurtheilt
 durch Universitätsprofessoren, Doctoren der Chemie, Directoren chemischer Ver-
 suchsstationen etc. —
 Dieselbe hat sich überhaupt den Ruf des leichtverdaulichsten u. kräftigsten
 Nähr- u. Stärkungsmittels erworben und gefehlt; sie wird seit Jahren mit
 Erfolg angewendet bei: Nervenleiden nach jeder Krankheit, bei schwächlichen
 Kindern und Frauen, bei Abmagerung, bei Blutarmuth, zur künstlichen Auf-
 fütterung von Kindern vom 4. Lebensmonat an, bei verschiedenen Krankheits-
 zuständen des Magens u. Darmkanals, bei anhaltenden u. brechdurchfällen der
 Kinder etc. etc., sowie als Ersatz der Fleischnahrung bei unbedeutenden Kranken.
 Preis per Pfund: 1 1/2 M. Atteste obiger Autoritäten und Gebrauchsan-
 weisung gratis. Versandt durch Sartenstein & Co., Chemnitz, Sachsen. [286]

Kartoffel-Schälmaschine
 von C. Schneitler in Berlin N., Müllerstr. 179b
 in 2 Grössen, schält 1 1/2 resp. 3 Liter Kartoffeln in 1 1/2—2 Minuten sehr sauber und ist
 leicht mit Wasser zu reinigen. [346]
 Nr. 1 zu 3 Ltr. f. grosse Haushaltungen, Hôtels, Restaurationen, Kranken-Anstalten etc.
 30 Rmk. m. Verp.; Nr. 2 zu 1 1/2 Ltr. f. bürgerliche Haushaltungen 21 Rmk. m. Verp.

Philipp Hirsch's Sohn,
 Kunstblumen und Schmuckfedern,
 WIEN,
 24. Tuchlauben 24.
 Weltausstellung 1873, Wien
 Verdienst-Medaille. [335]

Carlile's Garn
 ist das beste Garn für Nähmaschinen (auf
 Nollen à 200 Yards) und halten in allen Far-
 ben und Nummern vorräthig. Wir offeriren
 à Dtd. 1 M. 90 A. gegen vorherige Ein-
 sendung oder Nachnahme des Betrags. Bei Ab-
 nahme von mindestens 6 Dtd. versenden nach
 allen Orten franco. [361]
 Braunschweig. Königsdorf & Schütze.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,
 prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien,
 zu haben in allen bedeutenden Geschäften
 Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.
G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik,
 Nürnberg. [44]

Velimer Eisen-Chocolade
 mit Krät's körnigem Eisenzucker.
 Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren
 Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Die-
 selbe ist zum Kochen in Pöckchen zu 1/2 Kilo
 à 80 Kr. öst. W. = 1 1/2 Mark, zum directen
 Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr.
 öst. W. = 1/2 Mark durch Apotheken u. a.
 durch das Haupt-Depôt:
Velimer Fabriks-Niederlage in Prag
 gegen Einsendung des Betrags oder gegen
 Postnachnahme zu beziehen. Verpackung
 wird nicht berechnet. [217]

Mineralseife.
 Patentirte Wasserglas-Composition.
 Das allgemein und auch von der Redaction
 des Bazar anerkannte, vorzügliche Waschmittel
 für Hauswäsche aller Art, Seide, Wolle, Baum-
 wolle, Leinen etc., ohne Falter oder Farbe in
 Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Ein-
 sendung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im
 Zollverein franco
 67] van Aerle & Spinnagel, Berlin N.

Rosenapotheke in Frankfurt a. M.
 Preis 70 Pf.

**Engelhard's
 Isländisch-Moos-Pasta**
 gegen
 Husten und Heiserkeit.
 Das Präparat zeichnet sich vor ähnlichen
 zu gleichem Zwecke gebräuchlichen Mitteln durch
 einen angenehmen, nicht allzusüssen Geschmack aus.

Preis 70 Pf.
 Zu haben in den Apotheken.